This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

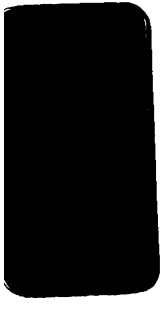
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

1010

SOCIALES LEBEN.

ZUR FRAUENFRAGE.

Von

Kaethe Schirmacher.

PREIS 2 MARK

Inhalt.

Die französische Familie — Pariser Plauderei.
Eine englische Mädchenschule. — Die englischen Frauen-Universitäten.
Newnham. — Zur Zeitgeschichte.
The Marriage Prospects of the Modern Woman.
Der internationale Frauenkongress in Chicago.
Das Frauengebäude auf der Chicagoer Weltausstellung.
Der internationale Frauenkongress in Chicago (Vortrag).
Die Frauenfrage. — Gesellschaftliche Schranken.
Die Bedeutung der Frauenfrage für das Familienleben.
Le féminisme à l'université de Zurich.

Paris
59, Rue Bonaparte, 59.

Leipzig
16, Salomonsstrasse, 16.

Verlag von H. Welter
1897.

Alle Rechte vorbehalten.

Acta Sanctorum (Edition Palmé). 64 vol. in-fol. (3900 fr.) . . . . . net 2500 fr.

Amélineau (E.). Géographie de l'Egypte à l'époque copte. In-8. 1893. . 35 fr.

Amiaud et Scheil. Les inscriptions de Salmanasar II. 1890 . . . . . 12 fr. 50.

Analecta Liturgica, publ. par Weale et Misset. vol. I-III, in-4, 1888-93. (75 fr.) net 60 fr.

Aruch completum, hebr. ed. Dr. A. Kohut. 8 vol. in-4. 1878-92. (200 fr.) net 60 fr.

Beaufort. Dissert. sur l'incertitude des 5 prem. siècles de l'hist. rom. 1866 (15 fr.) net 3 fr. 50.

Belfort. Archives de la Maison-Dieu de Châteaudun. 1881. (10 fr.) . . . net 4 fr.

Bibliothèque grecque vulgaire, publ. p. E. Legrand. VI. Exploits de B. Digénis-Acritas. 1892 . . . . . 15 fr.

— VII. Docum. concern. les relations du Patriarcat de Jérusalem avec la Roumanie. 1895 . . . . . 30 fr.

— VIII. Fables Esopiques. 1897. 15 fr..

Bladé (J.-F.). Epigraphie de la Gascogne. 1885 . . . . . 7 fr. 50.

Blavignac (J.-D.). La cloche. Gr. in-8. 1877 . . . . . 10 fr.

— Hist. des enseignes d'hôtellerie, etc. 1878 . . . . . 5 fr.

Blondeaux. Le Christianisme. In-8. 1887. (7 fr. 50.) . . . . . net 2 fr.

Boëns. L'art de vivre. Traité d'hygiène. 1890. (6 fr.) . . . . . net 2 fr. 50.

Bompois. Sur quelques monnaies anépigraphiques. In-4. 1878. (6 fr.) net 3 fr.

— Les types monétaires de la guerre sociale. In-4, avec 3 pl. 1873. (15 fr.) net 7 fr. 50.

— Des monnaies frappées par la communauté des Macédoniens. In-4, 5 pl. 1876. (15 fr.) . . . . . net 7 fr. 50.

Buet (Ch.). La Papesse Jeanne. In-16. 1876 . . . . . 1 fr.

Burguy. Grammaire de la langue d'oïl, 3e édit., 3 vol. 1882. (32 fr.) . . net 20 fr.

Bury. Philobiblion. Trad. fr. par Cocheris. In-16. 1856. (12 fr.) . . . . . net 6 fr.

Caesar. Texte latin, notes et comment., par Dubner. 2 vol. in-4. 1867. (40 fr.) net 10 fr.

Carbonel (P.). Histoire de la philosophie. In-8. 1882. (7 fr. 50) . . . . . net 4 fr.

Cartault (A.). Terres cuites antiques trouvées en Grèce et en Asie Mineure. In-fol., avec 85 pl. 1882. (120 fr.) . . net 70 fr.

Catalogue des incunables de la Bibliothèque Mazarine, par Marais et Dufresne de St-Léon. 1893 . . . . . 40 fr.

Catalogue des thèses soutenues en France depuis 1805.

I. — Pharmacie (Paris). p. le Dr Dorveaux. 1889 . . . . . 5 fr.

II. — Sciences physiques et naturelles, par A. Maire. 1891 . . . . . 10 fr.

III. — Pharmacie (Province), par le Dr Dorveaux. 1894 . . . . . 7 fr. 50.

IV. — Thèses de lettres, par H. Welter. 1897 . . . . . 10 fr.

Catulle. Texte, trad. p. Rostand, et comm. p. Benoist et Thomas. 2 v. 1882-1890. (20 fr.) . . . . . net 10 fr.

Cavagnis (F.). Notions de droit public, naturel et ecclésiastique. In-8. 1890. (6 fr.) net 3 fr. 50.

Champier (S.). Le Myrouel des Appothiquaires. 1895 . . . . . 4 fr.

Charles d'Orleans. Poésies, publ. par Champollion-Figeac. In-8. 1848. (15 fr.) net 6 fr.

Coffinet et Baudot. Armorial d. Evêques de Troyes et de Dijon. av. 53 blasons. In-4. 1869. (6 fr.) . . . . . net 3 fr.

Combefis (F. Fr.). Bibliotheca Patrum Concionatoria. I. In-4. 1861. (15 fr.) net 6 fr.

Combes (F.). Les Libérateurs des nations. In-8. rel. toile. 1874. (7 fr. 50.) net 2 fr. 50.

Costa de Beauregard. Les habitat. lacustres du lac du Bourget. In-4. 1870. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.

Courrier de Vaugelas (Etudes de Grammaire). 11 vol. in-4. (88 fr.) . . net 30 fr.

Dante. 3 trad. françaises des 15e et 16e siècles, avec introduction par C. Morel. In-8, avec 25 planches. 1895. . . 35 fr.

Du Cange. Glossarium mediæ et infimæ latinitatis. 10 vol. in-4, 1883-87. (400 fr.) net 250 fr.

— Sur papier de Hollande (600 fr.) 350 fr.

Encyclopædie der Naturwissenschaften (Verlag von E. Trewendt in Breslau), Band 1 bis 31, in-8, illust., 1879-96. (530 fr.) . . . . . net 250 fr.

Oder einzeln: Botanik. 5 Bde. (115 fr.) 60 fr.

— Mathematik. 2 Bde. (48 fr. 75.) 28 fr.

— Zoologie. Band I-IV (117 fr. 50.) 55 fr.

— Mineralogie, Geologie, Palæontologie. 3 Bde. (60 fr.) 30 fr. — Physik. Band I. (30 fr.) 15 fr. — Chemie. 1.5 Bde. u. Register (275 fr.) 165 fr.

Estienne (Henri). Deux dialogues du nouveau langage françois italianizé (1578), publ. par A. Bonneau. 2 vol. in-8. 1883. (25 fr.) . . . . . net 12 fr.

Faguet (E.). La tragédie française au 16e siècle (1500-1600). Nouv. éd. In-8. 1895 . . . . . 10 fr.

Fesch (l'abbé). De l'ouvrier et du respect. In-12. 1888 . . . . . 1 fr. 50.

Foulché-Delbosc. Grammaire espagnole complète. 2e éd. 1889. (4 fr.) . net 2 fr.

— La même, rel. (5 fr.) . . . net 2 fr. 50.

— Abrégé de la gr. esp. . . . . 2 fr. 50.

— Exercices espagnols . . . . . 2 fr. 50.

— Lecturas españolas modernas. 1897. 3 fr. 50.

— Contes espagnols. (En collaboration avec M. Contamin de la Tour). In-8. 1890 . . . . . 5 fr.

— Bibliographie des Voyages en Espagne et en Portugal. Gr. in-8. 1896. 12 fr. 50.

Gallia christiana. Réimpress. Palmé. T. I à V, XI et XIII. Chaque vol. (75 fr.) net 50 fr.

Je me propose de réimprimer les tomes 6 à 10 et 12.

Gautier (Léon). Les Epopées françaises. 2e édit. 4 vol. 1878-94 . . . . . 80 fr.

— Bibligr. de la chanson de geste. (Suppl. aux Epopées). 1897 . . . . . 15 fr.

Gautier (Léon). La Chevalerie. 3e éd. In-4, ill. 1895. (25 fr.) . net 12 fr. 50.

Gazette anecdotique, littéraire, artistique et bibliographique. Collection complète. 1876-91. 32 vol. (288 fr.) net 100 fr.

Graesel. Manuel du bibliothécaire. In-8. 1897, relié . . . . . 12 fr.

Guiraudon. Manuel de la langue foule. 1895, relié . . . . . 7 fr. 50.

Sociales Leben.

Zur Frauenfrage.

Sociales Leben.

Zur Frauenfrage.

Von

Kaethe Schirmacher.

Inhalt:

Die französische Familie. — Pariser Plauderei. — Eine englische Mädchenschule.
Die englischen Frauen-Universitäten. — Newnham.
Zur Zeitgeschichte. — The Marriage-Prospects of the Modern Woman.
Der internationale Frauenkongress in Chicago.
Das Frauengebäude auf der Chicagoer Weltausstellung.
Der internationale Frauenkongress in Chicago (Vortrag). — Die Frauenfrage.
Gesellschaftliche Schranken. — Maria Deraismes.
Die Bedeutung der Frauenfrage für das Familienleben.
Le féminisme à l'université de Zurich.

Paris
59, Rue Bonaparte, 59.

Leipzig
16, Salomonsstrasse, 16.

Verlag von H. Welter.

1897.

HQ 1225
S35

Register.

	Seite
Die französische Familie	3
Pariser Plauderei	11
Eine englische Mädchenschule	17
Die englischen Frauen-Universitäten	28
Newnham	33
Zur Zeitgeschichte	46
The Marriage-Prospects of the Modern Woman	49
Der internationale Frauenkongress in Chicago	55
Das Frauengebäude auf der Chicagoer Weltausstellung	63
Der internationale Frauenkongress in Chicago (Vortrag)	76
Die Frauenfrage	103
Gesellschaftliche Schranken	117
Maria Deraismes	125
Die Bedeutung der Frauenfrage für das Familienleben	135
Le féminisme à l'université de Zurich	147

Sociales Leben.

Frauenfrage.

Die französische Familie.

Danziger Zeitung. 27. Juli 1890.

Wir sassen zusammen in Fräulein Esthers Zimmer; die Lampe, welche mir zu Ehren den schönsten, rosenroten Schirm trug, erhellte den gemütlichen Raum, in dem alles geordnet, nichts aber steif war. Hier ein bequemes Sofa, dort ein zierlicher Korbstuhl, ein kleiner Nähtisch, einige Bücher, auf dem Kamin die Bilder von Familienmitgliedern und Bekannten; zu Füssen ein behaglicher Teppich, im Hintergrund der Alkoven mit dunklen Vorhängen. Durch das offene Fenster hörten wir das Brausen der grossen Stadt und das Rauschen der hohen Platanen auf dem Boulevard.

Es klopfte, und das Hausmädchen brachte den Thee. »Sie nehmen es nicht für ungut, es ist hier gemütlicher als im Salon«, sagte meine Gastfreundin. »Liebes Fräulein Esther,« antwortete ich, »es ist mir alles recht, denn es ist überall bei Ihnen gemütlich.« Das Fräulein lächelte und schenkte den Thee ein, während ich mich mit Behagen in dem Korbstuhl ausstreckte und nur bemerkte: »Was Sie für hübsche Tassen haben, und sehen Sie, um diesen kleinen Sahntopf würde meine Mutter Sie beneiden: Rosen und Vergissmeinnicht und zwei Schmetterlingsflügel als Henkel.« »Oh, ich habe eine ganze Sammlung Sahntöpfe,« erwiderte Fräulein Esther, »dieser ist das Geschenk einer alten Schülerin. Was haben Sie?« setzte sie hinzu, denn ich war in die Höhe gefahren. »Das ist ja Violine, wer spielt?« fragte ich, als aus dem oberen Stockwerk Musik zu uns drang. »Oh, das ist unser Nachbar, er spielt fast jeden Abend mit seiner Schwägerin, er Violine, sie Klavier.«

Während einiger Minuten schwiegen wir, dieweil oben ein Satz Mozart sehr schön und gediegen ausgeführt wurde. Zuletzt fragte ich mein Gegenüber: »Fräulein Esther, bin ich wirklich in Lyon, wirklich in Frankreich?« »Zweifeln Sie daran? Warum? Ist Ihnen irgend etwas wunderbar?« »Das will ich meinen. Seit drei Tagen bin ich wie im Traum; es geht bei Ihnen, in dem vielverschrieenen, sittenlosen Frankreich absolut so zu, wie bei uns im hochgepriesenen, sittenreinen Deutschland. Sie haben eine Häuslichkeit, wie meine Mutter sie nicht besser haben könnte. Als Sie mich neulich in Ihre Schränke gucken liessen, habe ich Dinge bemerkt, die jedes deutsche Hausfrauenherz erfreuen würden: feine Gläser, Porzellan, gemalte Teller. Die zierlichen Buchstaben auf dem Tischzeug haben Sie selbst gestickt; wer sorgt dafür, dass auf dem Kamin frische Blumen stehen? wer hat mich auf die hübsche Aussicht vom Esszimmer aus aufmerksam gemacht? wen fand ich jedesmal beim Nachhausekommen am Näh- oder Schreibtisch?« — »Sie sollen nicht so viel sprechen«, war die Antwort. »Um so schlimmer, ich muss es von der Seele haben. Sehen Sie, Fräulein Esther, von all diesen Haustugenden steht selten etwas in Ihrer Litteratur geschrieben, und doch sind sie da. Jeder Gegenstand in Ihrer Wohnung erzählt davon: die Klassiker im Bücherschrank und jener Band Gedichte mit Anmerkungen von Ihrer Hand; der Walter Scott und andere englische Romane, womit sich Ihre Schülerinnen unterhalten haben; das Bild Ihrer Mutter auf dem Ehrenplatz im Salon; tausend Kleinigkeiten, die alle dazu beitragen, diesen Zimmern jenen Charakter zu geben, den Sie selbst so gern mit unserem Wort »heimlich« bezeichnen.« »Aber Kind«, sagte Fräulein Esther, »das ist doch alles so natürlich, es könnte garnicht anders sein, und ich finde auch nichts wunderbares darin.« — »Nein, Fräulein Esther, es ist auch garnicht wunderbar; der gesunde Menschenverstand genügt schon, um jedem klar zu machen, dass ein Volk garnicht ohne diese Haustugenden bestehen kann, ohne Ordnung und bescheidene

Lebensführung; aber Sie wissen ja, nichts ist der Welt schwerer klar zu machen, als die einfache Wahrheit; die grössten Menschen sind bei solchem Bestreben gescheitert.«

»Und Sie wollen sich für uns in die Schanze schlagen?« fragte mein Gegenüber, aus schwarzen Augen lachend. — »Ja«, sagte ich. »Ich will zu Hause erzählen, dass ich eine echte Häuslichkeit in Frankreich mit leibhaftigen Augen gesehen habe, ja, darin gelebt. Will erzählen, dass Sie mich unbarmherzig und pflichtgetreu vor die Thür gesetzt haben, wenn Sie mit Ihren Schülern zu thun hatten; will erzählen, dass sich Ihr kleiner Neffe Polo ebenso vergnügt mit Clémentine, dem Dienstmädchen, jagt wie bei uns Kurt mit Rose. Und als wir neulich bei Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin Besuch machten, sie nicht fanden und wartend uns mit den Kindern die Zeit vertrieben, habe ich da nicht fortwährend an meine Neffen und Nichten denken müssen? Hatte die kleine Bande nicht wie bei uns ein eigenes Spielzimmer, so recht zum Toben? Musste ich nicht gleich Marthas Puppe betrachten, den kleinen Koffer mit eingraviertem Namen bewundern, aufschliessen, auspacken, so dass wir von allen Siebensachen umgeben, wie Trödler am Boden sassen? — Dann kamen die Eltern, es gab allgemeinen Jubel, und eine Familienpartie wurde verabredet, wie sie im Bilderbuch steht! Ihnen scheint das alles ganz natürlich, und so ist es auch. Neu ist nur für uns darin, dass alle diese einfachen und natürlichen Sachen in Frankreich geschehen. Ach, und das Aussergewöhnlichste habe ich noch nicht einmal genannt. Sie entsinnen sich, wir hörten gestern auf dem Marktplatz eine Abendmusik, und dazu fand sich auch Ihr violinspielender Nachbar mit seiner Familie ein.

Die drei Kinder waren dicht vor uns, Louis drückte seine Nase gegen das Geländer, wahrscheinlich um besser zu hören. Jean, der kleinste, der übrigens Wadenstrümpfchen trug und mit Wonne ein Stück Zucker verspeiste, das Grossmutter ihm mitgegeben, reckte sich auf Zehspitzen, wahrscheinlich auch, um besser

zu hören. Marie, die älteste, aber trug eine Puppe auf dem Arm, so zärtlich wie nur je einer deutschen Hausfrau Kind dies thut, und als Jean des Stehens müde wurde, setzte sie sich, mit ihm und der Puppe auf dem Schoss, während Mama, die hinter uns sass, ihr beifällig zunickte. Sie müssen wissen, dass bei uns die Puppen lange nicht mehr so viel wie früher von den kleinen Müttern spazieren getragen werden, ich durfte also richtig erstaunt sein, noch so viel Einfalt in dem blasierten Fr . . . . « Fräulein Esther drohte mit dem Finger.

»Wissen Sie aber, dass ich mich dennoch wundere«, unterbrach sie mich dann. »Sie haben doch lange genug unter uns gelebt, um unser Familienleben zu kennen?«

»Verzeihen Sie«, war meine Antwort, »ich habe in Paris gelebt, d. h. in einer Grossstadt, wo der Kampf ums Dasein heftiger ist als in der Provinz; wo der Mann meist, die Frau sehr oft zu wenig Zeit haben, um ihre Häuslichkeit mit Musse und Behagen auszubauen; wo die Räumlichkeiten beschränkt sind, das Leben teuer und selbst gute, liebevolle Eltern den Kindern Entbehrungen an Freiheit, Luft, Bequemlichkeiten auferlegen müssen. Diese Seite des Pariser Lebens habe ich gründlich kennen gelernt, und Sie wissen sehr gut, dass ich mit dem Vorgesagten auf unsere gemeinsame Freundin anspiele, Madame Raimond. Die und ihr Mann sind unermüdlich thätig im Geschäft, das den grossen Magazinen gegenüber, trotz seiner Solidität, einen schweren Stand hat; beide haben stets den Kopf voll von Verbesserungen, Ankäufen, kaufmännischen Berechnungen. Beide nehmen lebhaften Anteil an Politik und allen sozialen Fragen; haben sie doch Zeit gefunden, in dem täglichen Gerassel ihrer geschäftigen Strasse eine Broschüre zu schreiben über die Centralisation und Übermacht des Kapitals in jenen grossen Handlungshäusern wie Louvre, Bon Marché, Allez Frères etc. — Dabei geht die Haushaltung allerdings wie am Schnürchen; wie gut bei Madame Raimond gekocht wird, wissen Sie selbst. Der Unterricht der

beiden Knaben wird nie auf's geradewohl jemandem anvertraut, sie werden auch nicht unbeaufsichtigt laufen gelassen, sie sehen stets sauber und geschickt gekleidet aus. Freilich, sich mit ihnen hinsetzen und spielen, Geschichten erzählen und mit ihnen ausgehen, ausser an Festtagen, das kann Madame Raimond sich nicht leisten. Was aber, glauben Sie, verhindert unsere Freundin daran — Mangel an Zärtlichkeit für ihre Kinder oder die eiserne Notwendigkeit, welche im Geschäft die Frau neben dem Mann fordert, wenn nicht ihr ganzes Lebenswerk in die Brüche gehen soll? Und dieses Lebenswerk ist, die beiden Knaben vortrefflich zu erziehen und ihnen genug zu hinterlassen, um später ein etwas weniger aufreibendes Dasein zu führen. Wenn die beiden Jungen sich einmal verheiraten, so werden deren Frauen ein behagliches Familienleben führen, sich ihren Kindern ausgiebiger widmen und Leben und Haus mit all' den Kleinigkeiten schmücken können, welche Madame Raimond sich hat entziehen müssen, um der Aufgabe gerecht zu werden, die ihr Paris stellte.«

»Sie haben wohl recht«, sagte Fräulein Esther, »die tapfere Frau kann sich den Luxus grossen Gefühlslebens nicht gestatten. Aber ich glaube, es giebt noch andere Gründe, warum es in Paris schwerer als in der Provinz zum Familienleben kommt: Paris ist die Stadt des Vergnügens!« — »Gewiss«, sagte ich, »Paris hat seit Jahrhunderten das Amt gehabt, alle Vergnügungssüchtigen beider Halbkugeln zu belustigen; daher eine Unlast von Veranstaltungen und Plätzen zum Amüsieren, von der Oper bis zu den Vorstadtbällen; daher denn auch für jeden Ehegatten und Familienangehörigen, dem in den vier Pfählen nicht recht wohl ist, tausendfache Gelegenheit, sich zu zerstreuen, Unerquickliches zu vergessen, Ersatz zu suchen, kurz sich das Leben ausserhalb des Hauses so angenehm wie möglich zu machen und den Widerpart zu vergessen. Hand auf's Herz, wir müssten nicht die Menschen sein, die wir meist sind, um solche Gelegenheit vorübergehen zu lassen.«

»Das ist bei uns in der Provinz anders«, schaltete Fräu-

lein Esther ein, »wir sind viel strenger in dieser Hinsicht, auch unsere unverheirateten Männer müssen sich in acht nehmen und es nicht gar zu toll treiben.« — »Und wissen Sie, warum ich glaube, dass die öffentliche Meinung in Paris in Fragen der Sittlichkeit so gänzlich vorurteilsfrei ist — bei uns nennt man es »schamlos«?« — Fräulein Esther schüttelte den Kopf. — »Weil Paris seit Urzeiten von Fremden überflutet worden, denke ich. Die französische Kultur war die höchste; von Nord und Süd und Ost und West kam man herangeflattert, wie die Motten ums Licht; man sah, man hörte, man genoss, zuerst schüchtern, dann dreister, sah auch die äusseren Formen ab, spielte bald mit eine Rolle. Euch nun lag die alte, klassische Kultur wirklich im Blut, in euren schlimmsten Stunden vergasst ihr eure Galanterie, euren guten Geschmack nicht. Anders bei den Fremden: sie hatten meist ein Stück Barbarei im Grunde ihres Koffers, und der Barbar kam früher oder später zum Vorschein. Dazu der Gedanke, dass man ja in der Stadt der Freude sei, dass man als Fremder wenig Rücksichten zu nehmen habe, dass einmal keinmal sei und Jugend austoben müsse. Malen Sie sich aus, welchen Einfluss besonders auf die weibliche Pariser Bevölkerung eine stetig wachsende Zahl von Fremden haben musste, die umhergingen wie das böse Tier aus der Bibel, das da sucht, wen es verschlinge.«

»Übertreiben Sie nicht?« fragte Fräulein Esther.

»Sie kennen Albert Wolf, den Mann, der für den »Figaro« schreibt?« war meine Antwort. Fräulein Esther nickte. — »Und Sie glauben, dass der sein Paris kennt?« — Erneutes Nicken. — »Gut, seit Jahren hatte ich obenerwähnte Ideen in meinem Kopfe gerollt, ohne sie jedoch scharf zusammenzufassen; da bekomme ich vorige Woche Albert Wolf's Buch in die Hand: »La haute Noce«, — wenn Sie das Buch gelesen haben, werden Sie mich nicht mehr fragen, ob ich übertreibe.«

»Und was für Schlüsse ziehen Sie aus all' diesem?« fragte Fräulein Esther nachdenklich.

»Erstens, dass wahres Familienleben in Paris auf aussergewöhnliche Schwierigkeiten stösst, bestehend in Überarbeitung oder Übervergnügen. Zweitens, dass es aber nichts desto weniger bestehen kann und wirklich besteht, weil es überall Menschen giebt, die sich lieb genug haben, um einer Laune, selbst einer Leidenschaft zu widerstehen; weil es überall Männer und Frauen von Ehre giebt, die sich aus Selbstachtung verbieten, was man ihnen anstandslos zur Rechten und zur Linken zu gestatten bereit ist. Nicht immer ist der Geist willig und das Fleisch schwach. Aus diesen beiden Umständen ergiebt sich mein dritter Schluss, dahin lautend, dass der Fremde in Paris die französische Familie gemeinhin garnicht kennen lernt. Denn es ist selbstverständlich, dass bei obiger Sachlage eine glücklich und rein lebende Familie sich streng gegen jeden Unbekannten abschliessen wird. Ein oberflächlicher Verkehr wird wohl durch Empfehlungsschreiben in's Leben gerufen; ein Ball, ein Mittagessen bringt den Fremden wohl mit der Familie zusammen; nur ist sie dann nicht mehr die Familie. Ich halte es daher für ungemein selten, dass ein Fremder in ein französisches Haus gleichsam hineinwächst; dass er den Menschen wirklich in's Herz sieht, ihre Freuden und Sorgen teilen darf. Und weil Pariser uns ihre innersten Gefühle und wärmsten Neigungen nicht zeigen — sagen wir dann, sie seien deren bar, und ein Familienleben existiere nicht. Gehen Sie diesen fertigen Urteilern nun aber auf den Grund und fragen, ob sie sich denn wirklich bemüht haben, das Vertrauen einer guten Familie zu erwerben und ihr Leben kennen zu lernen, Sie werden oft seltsame Dinge hören. Die meisten kamen, um sich zu amüsieren, und nichts wäre ihnen peinlicher gewesen, als die Abende im Familienkreise bei einem knisternden Feuer in stiller Unterhaltung zu verbringen. Sie haben im Gegenteil den anderen, den familienlosen Pol der Gesellschaft gesucht; sie haben ganz natürlicherweise in Pensionen und Hotels gelebt, wo sie mit nichts als anderen Fremden zusammen kamen; sie haben vielleicht während

ihres Aufenthalts nicht zehn echte Pariser gesehen, geschweige denn kennen gelernt. Auch darüber hat Herr Wolf ein sehr lehrreiches Kapitel geschrieben. — Andere haben wirklich ihr bestes gethan, um Zutritt zu französischen Familien zu erhalten, die oben angedeuteten, ungünstigen Verhältnisse haben ihre Bemühungen aber erfolglos gemacht. Sind die Betreffenden Menschen ohne Vorurteil, so werden sie trotzdem der französischen Nation, selbst in Paris, für einige hunderttausend ehrenhafter Familien Kredit geben, sich sagend, dass es sonst binnen kurzem zu allgemeinem Mord und Totschlag kommen müsste. Im anderen Falle kehren sie aber zurück und erhärten die Sage vom verderbten Frankreich, und das um so bestimmter, je mehr sie selbst mit dem Strome geschwommen sind. Was aber halten Sie, Fräulein Esther, von Leuten, die ihre schwarze Wäsche in Nachbars Wasser waschen und dann mit Stolz auf ihre weissen Kleider und den reinen Quell zu Hause weisen?«

»Jetzt lasse ich Sie kein Wort mehr sprechen«, sagte Fräulein Esther und zog mich neben sich auf das Sopha. »Hier ist ein Buch über Lyon mit hübschen Zeichnungen und alten Geschichten — —« — »Ich will schon, Fräulein Esther«, war meine Antwort, »aber erst müssen Sie mir erlauben, dass ich zu Hause von allem Gebrauch machen darf, was ich bei Ihnen gehört und gesehen.« — »Sie wollen davon erzählen?« wurde zurück gefragt. — »Sie wissen, Fräulein Esther, ich darf nicht sprechen.« — Fräulein Esther sah mich verständnisinnig an und sagte kurz: »Dann schreiben Sie, mein Kind.«

Pariser Plauderei.

Illustrierte Frauenzeitung. 15. März 1896.

»La fête bat son plein,« d. h. Paris amüsiert sich, wie sonst, wie seit Jahrhunderten. Daran haben die Zeiten und die Revolutionen nichts geändert. Man köpfte Könige, baute Barrikaden, aber man amüsierte sich, und die blutigen Helden der französischen Revolution haben es ihrer nicht unwert erachtet, jedem Bürger den unentgeltlichen Theaterbesuch zu ermöglichen. — »Brot und Spiele!« rief das Volk schon im alten Rom, »Brot und Spiele!« ruft es im heutigen Paris, und diejenigen, die hier ihr »Brot« von vornherein haben, die rufen bald nur noch »Spiele!«.

Und die so rufen, nennen sich bescheidentlich: le tout Paris, le monde où l'on s'amuse, le beau monde, le grand monde, le monde des fêtards etc. Zu ihnen gehören die Reste des Faubourg Saint-Germain, die sich mit der Lage der Dinge ausgesöhnt haben und finden, dass es sich auf republikanischem Parkett ebenso gut tanzt, wie auf kaiserlichem oder königlichem. Die Haupttruppen aber stellt die reiche Bourgeoisie, die um Saint-Augustin herum, auf den Boulevards Haussmann und Malesherbes ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und von dort aus in eleganten Zweispännern — der Hausherr zur Börse — die Hausfrau zu Besuchen im Quartier de l'Europe oder des Arc de triomphe — rollt.

Nach Anerkennung hier, in diesen reichen Bankiers- und Fabrikanten-Häusern, nach Zulass zu diesen prunkenden Festen, nach Aufträgen von diesen Geldsäcken, nach Portraits dieser Weltdamen, strebt daher alles, was sich in Paris von geistigen Arbeitern, Künstlern oder Litteraten befindet. Und wem es gelingt, d. h. wer Talent oder, was sicherer ist, dazu noch Charakterlosigkeit genug besitzt, um in langen, mühsamen Jahren, wie ein Hündlein bettelnd, an der Thür dieser Gemächer das Apportieren und le beau-Machen durchzuführen, wer eine

weisse Ariadne-Hand findet, die ihm das glückverheissende Knäuel in die Finger legt, oder wer einer frisch-fromm-fröhlichen Versicherungsgesellschaft auf gegenseitige Beweihräucherung beitritt, der wird sein Ziel erreichen, und die goldenen Pforten werden sich vor ihm öffnen.

Auf diese Art kommt in tout Paris denn ein Gemisch grosser, alter Namen, grosser, neuer Vermögen und eine handvoll grosser, geistiger Begabung zusammen, die sich in der Halbwelt — dem anerkannten Appendix der grossen Welt — noch durch grosse Schönheit und grosse Frechheit ergänzt. Und es ist dieses tout Paris, das man zu bestimmten Tagen an ganz bestimmten Orten immer wieder findet: Am Dienstag geben die Damen ihren Putz und die Herren ihre weissen Westen im Théâtre français zum besten; am Freitag geht die gleiche Gesellschaft in die Oper. Allabendlich »lockt« die Scala mit ihrer unsagbaren Revue: »Paris fin de Sexe.« Im Casino de Paris werden dieselben — Feinheiten und Anspielungen vorgetragen, ein Gewimmel von Trikot, Spitzenröcken und Atlasschleifen soll über die Leere wegtäuschen oder die geistreichen Gemeinheiten noch pikanter machen. Die Folies-Bergère wetteifern in ähnlichen Erheiterungen; im Pôle-Nord, im Palais de Glace läuft man Schlittschuh, nicht allein aus Liebe zur Kunst. Und nun erst Montmartre! Die Gasthäuser und Cafés der Place Blanche sind augenblicklich für die »grosse Welt« Mode geworden. Abend für Abend rollen nach Schluss der Theater die Wagen dorthin. Im »Rat Mort« in der »Abbaye de Thélème« hören die Feste nicht auf. In der Weihnachtsnacht floss der Champagner in Strömen, zu Neujahr in Seen, und alles, was Paris von feinen Profilen, begehrlichen Händen und zahlungsfähigen Geldbeuteln besass, konnte man dort oben in Montmartre finden. So geht es hin in Lärmen, Tanz und Treiben: »Erlaubt ist, was gefällt.« Keinem Begehren widerstehen, keine Laune abschütteln, lachen, immer lachen, sich amüsieren: Viveurs, Viveuses! Das ist der Wahlspruch!

Wie schön das klingt; man könnte es fast glauben. Wie aber, wenn das alles ein Irrtum wäre? Wenn diese reiche Bourgeoisie, die so gern die Stelle des Adels in der Lebewelt übernommen und so keck den Kotillon bisher geführt hat, schon jetzt, nach kaum einem Jahrhundert, müde, todmüde, abgespannt und angeekelt wäre? Wenn auch sie in ihres Herzens Grunde schon über Langeweile klagte? Über den »fatal ennui«, den wir bei der Lebewelt des achtzehnten Jahrhunderts finden? Wenn ihr schon vor sich selber und ihrer inneren Leere graute? Wie, wenn Herder doch recht hätte mit seinem Wort: Arbeiten ist ein göttliches Gesetz?

Sehen wir einmal zu! Das Vaudeville giebt gerade ein Stück: Viveurs, — und der Verfasser, Henri Lavedan, Ritter der Ehrenlegion, Herausgeber einer Zeitschrift, ist ein bekannter Beobachter und scharfsinniger Schilderer des Pariser Lebens, dem man auf's Wort glauben darf. Was hat der uns nun über die Lebemänner und Lebefrauen der dritten Republik, des dritten Standes zu sagen? Wenig Tröstliches. Der Vorhang hebt sich, und wir sind in dem Probier-Salon eines modernen Damenschneiders, Cassell genannt; thatsächlich ist damit der berühmte Doucet gemeint. Die jungen Damen bei Cassell plaudern über sehr anzügliche Dinge und lassen die Kunden draussen im Vorzimmer warten, bis der Chef mit einem Donnerwetter dreinfährt und die eigentlichen Hauptpersonen auftreten. Es sind Madame Blandain, Madame Salomon und Fräulein Guénosa, die Tochter eines Modedoktors, der sie in Freiheit und nach eigenem Gutdünken aufwachsen lässt. Die Damen bringen ihre Herren mit, einen alten Lebemann, Madame Blandain's Vater — Paul Salomon, der sich für einen Juden ausgiebt, ohne es zu sein, weil man ihn deshalb für gewitzter hält und mehr fürchtet. Ein anderer Bekannter wird noch erwartet; es ist der Künstler, der die Kostüme, welche die Damen jetzt anprobieren kommen, gezeichnet hat. Und man passt auf der Bühne an, ganz ruhig und selbstverständlich; das ist ja solch eine hübsche Gelegenheit, für sich und seine

Schönheit, seinen Geschmack, seine Atlasgewänder Reklame zu machen! Endlich ist die Toilette fertig, und die Gesellschaft steigt in das obere Stockwerk; nur Madame Blandain bleibt mit Paul Salomon einen Augenblick zurück, und die grosse Künstlerin Réjane zaubert mit ihrem Rokokokostüm und ihrer Anmut eine Szene vor uns herauf, etwas so Erlebtes, so wahr Gefühltes, dass man nur wünscht, sie hätte ihre Neigung nicht an diesen unsympathischen Paul Salomon verschwendet.

In bunter Folge fluten dann Bilder und Personen über die Bühne, denn eine wirkliche Handlung giebt es nicht. Hier wird mit wunderbarer Lebendigkeit das Treiben in einem Nachtrestaurant dargestellt; die alten Bummler, die Theaterbesucher, die stumpfsinnigen Kellner — nichts ist vergessen; dort sehen wir den Wartesaal des Modedoktors Guénosa, der selbst gesund und behaglich inmitten all dieser Morphiumsüchtigen und Neurasthenischen lebt. Wir sehen, wie gemacht ihre Lustigkeit ist, wie wenig Genuss diese »Galeeren-Sklaven des Vergnügens« von ihrem Vergnügen haben, wie überdrüssig sie ihrer »tollen Streiche« sind; wie echt hingegen ihre Natur noch immer den Schmerz empfindet. Das ganze Stück dreht sich um den Bruch zwischen Madame Blandain und Paul Salomon und um die Heirat von Alice Guénosa mit einem jungen Manne, der das Glück hat, eben erst aus der Provinz zu kommen. Wie ein weisser Rabe wandelt er in dieser Lebewelt; er ist reich, daher hat man ihn mit offenen Armen in Empfang genommen, und er hat sogleich eine Menge »Freunde« gefunden, von denen er selber sagt: »Ce sont tous des amis intimes, mais . . . je les connais très peu —«. Er amüsiert sich acht Tage lang mit ihnen; amüsiert er sich wirklich? Nein, er redet es sich ein, wie diese ganze künstliche Welt es sich einredet, und bald kommt er zu der Erkenntnis: all' diese Leute — ja, mein Gott, die sind gut, um die dritte und vierte Seite einer Zeitung zu füllen, mit — Familien-Anzeigen und Skandalgeschichten. Aber es giebt doch noch etwas

anderes auf der Welt — il y a la France, il y a le pays et la question sociale . . .

Ja, mein guter Junge, il y a la France, il y a le pays et la question sociale; aber daran denkt jene Lebewelt nicht, in die du da geraten bist. Oder wenn sie daran denkt, so sieht sie in la France nur ein Stück Tuch, woraus sie sich einen Mantel schneiden, in le pays nur eine Kuh, die sie melken, nur ein trübes Wasser, worin sie fischen kann. Die soziale Frage aber, die speist sie mit einer Hand voll Gold ab, und wem würde sie glauben, dass die soziale Frage ganz etwas anderes von ihr verlangt — nämlich das Beispiel einer tüchtigen und guten Lebensführung?

Nein, davon will sie nichts wissen: Viveurs, Viveuses — »erlaubt ist, was gefällt.« Und so leben sie dahin; die Männer zum Teil allerdings in anstrengender Tagesarbeit, wofür sie sich aber abends mehr als entschädigen und nicht daran denken, wie viel arme Teufel nur harte Arbeit und gar keine frohen Feste kennen; die Frauen — noch trauriger — in lauter Nichtigkeiten, ohne jede Arbeit, ein Spiel des Zufalls und der Launen; dem Manne das Mittel zum Zweck, um reich zu werden, indem er, als ihr Schneider, sie mit kostbarem Tand behängt, oder als Maler sie malt, als Poet sie besingt, damit sie ihm weiter helfen. In ihres Herzens Grund sind diese Frauen aber unbefriedigt, und wenn die Boudoirs in Westend von Paris sprechen könnten, wir würden tausendfach wiederholt den Schmerzensausbruch Madame Blandain's hören: »Nous des viveurs? Oh, Dieu, est-ce là vivre? Non!«

Nein, Madame Blandain, ce n'est pas vivre, denn leben, heisst kämpfen, leben, heisst arbeiten, leben, heisst Pflichten erfüllen. Davon wissen Sie nichts! Alles, was das Leben schön macht, das Streben nach einem Ziel, das Selbsterwerben und das Selbsterringen, das Selbsterfüllen eines Wunsches, das Entsagen, weil man jemanden liebt, und das Eintreten für eine Sache, die man für recht erkannt hat, das kennen Sie nicht, und Ihre Freundinnen kennen es nicht, und Ihre

Bewunderer wissen auch sehr wenig davon, weil sie im Egoismus der persönlichen Interessen untergehen! — »Il y a la France, le pays« — das ist Griechisch für Sie und Ihre Welt — darum sind Sie, die Sie heute die Bühne nicht nur des Vaudeville, sondern auch der wirklichen Pariser Welt so lärmend und glänzend füllen, nicht im geringsten zu beneiden. Denn: Arbeiten ist ein göttliches Gesetz!

Eine englische Mädchenschule.

National-Zeitung. 8. Februar 1891.

Das Feld unserer Thätigkeit war Liverpool, so recht die Windecke Englands. Die Stadt hatte viel von der englischen Einförmigkeit: die niedrigen, zweistöckigen Häuser zogen sich endlos hin, sie sahen alle gleich sauber und gleich langweilig aus; Thüren von gleicher Breite, Balkons von gleicher Höhe, dieselben Fenster, die gleichen Gitter; nur die Steinstufen der Front waren mit verschiedenen Farben gewaschen und schimmerten abwechselnd weiss, gelb und rot. Was den eintönigen Charakter noch erhöht, sind die im Gemäuer flach liegenden Fensterrahmen; da ist nichts Vorspringendes, nichts Kantiges; platt und glatt und sehr respektabel, so stehen die langen Häuserreihen da. Ein mehr oder weniger dichter Nebel vervollständigt an den meisten Tagen die Öde solcher Strassen; er schliesst die eintönige Perspektive grau in grau.

Von dieser englischen Langeweile hatte Liverpool, wie gesagt, sein wohlgemessenes Teil. Andererseits aber bot es ein fröhliches Leben, so recht gemacht, um stolz und froh zu sein. Nach Westen nämlich öffnet sich die Stadt zum Mersey, den Docks, dem Hafen. Da bläst alle Tage ein frischer Wind, da bringen Ebbe und Flut fortwährenden Wechsel; hinüber und herüber gehen Dampfer vom rechten zum linken Flussufer, dann von England nach Irland, endlich von England nach Amerika. Steht man auf den Landungsbrücken, so giebt es keine Entfernung mehr: in einer Viertelstunde ist man in Birkenhead, in zehn Stunden in Belfast, in acht Tagen in Newyork. Die tapferen, schmucken Schiffe locken und rufen hinaus; da, mitten im Hafen liegt

die herrliche »City of Paris« mit ihrem schneidigen Bug, so stolz gekrümmt wie der Hals eines stolzen Renners. Jeden Sonnabend sieht man die grossen Schornsteine der Amerikadampfer auftauchen und verschwinden; sie kommen und gehen, sie nehmen tausend sehnsüchtige Wünsche mit, und dies rastlose Fahren nach allen Teilen der Welt, diese zahllosen roten, blauen und Sternenbanner, diese endlosen Firmen und Schiffahrtsgesellschaften, diese meilenlangen Docks, die hohen Winterfluten von über zwanzig Fuss, die bis an die oberen Kaimauern schäumen und die Brückenketten brechend straff anspannen — dies alles weckt in dem Liverpooler einen gewissen festen Trotz, Reiselust und eine entschlossene Anhanglosigkeit. Im Grunde wäre es jedem natürlich, eines Nachmittags nach Amerika, statt nach Birkenhead hinüberzufahren; heisst ja doch beides »over the water«, jenseits des Wassers; und ob dies Wasser nun der Mersey oder der Ocean, das scheint ziemlich gleichgültig.

Aber auch für kürzere Touren liegt Liverpool besonders günstig. Gleichsam im Handumdrehen ist man zu Bahn oder zu Schiff im sonnigen Wales, im altertümlichen Chester, an den schönen, wenn auch regnerischen Seeen von Cumberland, auf der seltsamen Insel Man, im grünen Irland — und London liegt mit dem Expresszug nur vier und eine halbe Stunde weit. In England giebt es ja gewissermassen gar keine Entfernungen. Daher denn in der ganzen Bevölkerung das Leichtbewegliche, wenn es sich um Reisen handelt, das kühne Herausstreben aus den gegebenen Verhältnissen.

Der Liverpooler Jugend lag das ebenso im Blut wie den Alten, und zwar verteilten sich wilder Sinn und Unternehmungsgeist auf Mädchen wie auf Knaben. Da hatten wir Lehrenden es denn mit Charakteren zu thun, die sich nur vor der zwingenden Persönlichkeit beugten. Unsere Anstalt war eine öffentliche, höhere Mädchenschule. Das bedeutet nicht dasselbe wie bei uns: der englische Staat kümmert sich nur um die Volksschulen; das höhere Lehrwesen ist frei, die Schulen und Universitäten ver-

walten sich selber. Eine höhere, öffentliche Schule in England besteht also weder von Staats- noch von Stadtwegen; sie ist für gewöhnlich ein Unternehmen von Privatleuten, die eine solche Schule für ein öffentliches Bedürfnis halten. Sie ist eine gemeinnützige Anstalt, die ihre Kosten decken soll, von der aber keiner der Gründer Gewinn für seine Tasche erwartet. So war denn unsere Anstalt, Blackburne House genannt, um 1860 von einem Komitee von etwa vierzig angesehenen Bürgern Liverpools gegründet worden. Dies Komitee bestand aus Kaufleuten und einigen Fachmännern, freisinnigen Geistlichen und Akademikern. Sie hielten für nötig, dass dem guten Mittelstand eine Schule errichtet würde, in der seine Töchter und Söhne gegen verhältnismässig geringes Geld ordentlich unterrichtet würden. Es war also ein Versuch, gute Methoden und rechtes Wissen unter die weniger Bemittelten zu bringen. Blackburne House hat denn auch den Ruhm, die Ahne der heutigen High-Schools zu sein und eine gute Erziehung auf die Mädchen ausgedehnt zu haben. Das ganze Institut bestand aus Knabenschule, Mädchenschule und einer damit verbundenen Kunstschule.

Diese Gebäude, um einen freien Platz gelegen, hatten ein stattliches Ansehen; auf einem Hügel, die Stadt beherrschend, zeigten sie sich in vornehmer Architektur. Besonders die Mädchenschule. Ihr ältester Teil war ein früheres Patrizierhaus, das den Blackburnes gehört, die der Anstalt den Namen gegeben hatten. Dies Haus war als südlicher Flügel benutzt, hatte als Ansatz ein entsprechendes Gebäudestück nach Norden bekommen, einen Gebäudekörper in der Mitte und stand nun da, mit schön verzierter Vorderfront, einer breiten Freitreppe, kräftig vortretenden Fenstern, kurz einem individuellen Gesicht. Ein grosser von Bäumen umgebener Kiesplatz dehnte sich davor aus, eine hohe Mauer trennte ihn von der Strasse; doch hinderte sie den Blick nicht und von den breiten Fenstern schaute man frei auf die hügelabsteigenden Strassen, den Mersey und die fernen Berge von Wales.

Solch' ein weiter Blick und der muntere Windhauch um das Haus liessen keine Grillen aufkommen. Wir waren frisch und fröhlich in Blackburne House. Freilich hatten wir auch die Rolle des frischen Salzes zu spielen, da das alte, wie man sagt, dumm geworden war. Es hatte nämlich ein Direktionswechsel eintreten müssen, da die bisherige Leiterin auf ihren Lorbeern zur Ruhe gegangen war, der Lehrkörper fand, er hätte genug gethan, und die Aufsicht zum Teil den Händen ganz ungeeigneter Personen anvertraut wurde. So war es z. B. eine der eingebürgerten Praktiken, dass des Morgens die Namen sämtlicher Nachzügler — und sie waren zahlreich — von zwei Dienstmädchen auf Schiefertafeln aufgeschrieben wurden. Zu welchem Zweck, hat man nie erfahren können, denn der Arm der Gerechtigkeit erreichte die Schuldigen nie. Da nachmittags obligatorische Arbeitsstunden waren, die meisten Schülerinnen aber der grossen Entfernungen wegen nicht nach Hause zurückkehren konnten, so wurde in der Schule auch unter der alten Leitung für das Mittagessen gesorgt. Die Mädchen fanden es aber natürlich viel interessanter, sich ihre Vorräte selbst zu beschaffen, lehnten das offizielle Mahl ab, richteten Picknicks im Spielsaal ein und waren die besten Kunden der anwohnenden Krämer. Dadurch kam die Anstalt in Verruf. Schoss einmal eine etwas wild aussehende Jungfrau mit einer Tüte Apfelsinen eilfertig über Blackburne Place, so verhüllten die Gerechten ihr Haupt und sagten »shocking«. Es war aber auch shocking. Erstens das Unrecht, das diese Zustände den Mädchen thaten; zweitens die Würde, in welche sich dieser Schlendrian nach aussen kleidete. Da stand das schöne Haus scheinbar so fest und sicher; innen auf der steinernen Doppeltreppe, die zur Wohnung der Direktrice führte, wurden allabendlich grosse Gaskandelaber angezündet für den Fall, dass Besuch käme, und die grosse Halle schien Fürstlichkeiten empfangen zu wollen.

Als Blackburne House anfing, von seiner Höhe zu sinken, den neuen Methoden keine Rechnung mehr trug, an alten

Lehrbüchern und Gedächtniskram festhielt und unbrauchbare Lehrkräfte im ausgetretenen Pfade fortschlendern liess, da stellte das Komitee der Leitung eine Frist für Änderung der Zustände, und als die Forderung nicht beachtet wurde, als der, ein zweites Mal, aus Cambridge herbeigerufene Examinator die gerügten Missstände von neuem unverändert vorfand, geschah ein durchgreifender Wechsel in Direktion wie Stab.

Um gründlich mit den verjährten Methoden zu brechen, gewann man ausschliesslich Frauen von akademischer Bildung und legte überhaupt den ganzen Unterricht in Hände von Frauen. In die unansehnlich gewordenen Schulräume zogen Maler und Handwerker ein und bald machte das Haus, von innen licht, mit seinen schönen Verhältnissen, seiner patrizischen Raumverschwendung wieder den befreienden Eindruck, der ihm sonst eigen war. In diese hellen, luftigen Räume zogen nun wir Neuen von der Universität. Die Direktrice war zugleich die mathematische Lehrerin, dazu hatten wir akademisch gebildete Lehrerinnen des Englischen und Lateinischen, die beide ihr Staatsexamen in Newnham gemacht hatten. Ich kam von der Sorbonne mit der Fakultät für die deutsche und französische Sprache und hatte noch eine jüngere französische Lehrerin zur Seite, die zwar keine Universität besucht, wohl aber die gediegene Erziehung einer höheren, französischen Staatsschule erhalten hatte; der Zufall wollte, dass sie die Schülerin einer meiner Universitätsfreundinnen war. Die Hauptfächer lagen auf diese Art in der Hand der »Modernen«, wie wir uns unter einander zu nennen pflegten. Religion kam, da die Anstalt konfessionslos war, nicht in Betracht. Dies, sowohl wie unsere neuen Methoden und Anschauungen, stellte uns von vornherein in Gegensatz zu den älteren Elementen, die dem Dynastiewechsel zwar bang entgegengesehen, aber teils aus Gewohnheit, teils aus Mittellosigkeit, zu bleiben vorgezogen hatten. Sie bildeten hauptsächlich den Stab der Elementarlehrerinnen und waren als solche, obgleich ihnen eine gewisse Enge anhing, hervorragend tüchtig. Sie begrüssten

einerseits die neue Leitung mit Freuden, denn als tüchtige Menschen wünschten sie auch geordnete Zustände herbei. Andererseits aber hatten gerade sie bisher in Oberklassen die Fächer gelehrt, die wir nun übernahmen, und wir mussten uns daher vor diesen strengen Richtern unsere Sporen erst verdienen. Die Naturwissenschaften blieben freilich nach wie vor in den Händen einer gelehrten, älteren Dame, einer grossen Schweigerin, mit scharfen Augen, die jedem Tier schon von weitem ansahen, was es war. Sie bewahrte eine Fülle von Bindfäden, Chemikalien und Retorten in ihrem Schrank und besass nebst einem guten Herzen einen künstlerischen Geschmack.

Von Schulhierarchie im deutschen Sinne war bei uns keine Rede; jeder nahm den Platz ein, den er sich durch seine Leistungen erwarb. Ein Sichheraufdienen war unbekannt. Da wir Jungen die Fähigeren waren, so bekamen wir die verantwortlicheren Posten in den mittleren und oberen Klassen und das entsprechende Gehalt. Die Direktion sah keinen Gewinn dabei, die Lateinlehrerin z. B. mit dem elementaren Rechenunterricht zu betrauen. Es lag ihr eben nicht daran, ein Zeichen ihrer Allgewalt zu geben, indem sie den unrechten Menschen an den unrechten Platz zwängte. Das Verhältnis zwischen der Leiterin und den Lehrerinnen war ein freies; man stand auf gleichem Fusse; ein Wink von oben kam niemals vor. Man sprach sich aus, einigte sich und handelte dann nach Übereinkommen. Die Leiterin nahm als selbstverständlich an, dass wir das Rechte thun würden. Da man in England die Erziehung und den Unterricht als eine Sache des gesunden Verstandes und der praktischen Erfahrung betrachtet, gab es bei uns keine philosophisch-pädagogischen Verhandlungen. Stellte sich ein Übelstand heraus, so ging man mit sich selbst zu Rat, teilte das Ergebnis der Leiterin mit, hörte ihre Ansicht und handelte wiederum nach Übereinkunft. Dies sicherte jeder von uns eine selbstständige Stellung; was in unserm Bereich vorkam, ging in erster Instanz uns an

und dann erst die Direktrice. Der Apparat einer Konferenz wurde nur in seltensten Fällen in Bewegung gesetzt.

' So organisiert, traten wir vor unsre Klassen. Ich stelle mir vor, dass einem jungen Offizier vor dem Beginn eines Gefechtes so zu Mute sein mag, wie es mir damals war. Und eine Schlacht, ein Kampf um die Herrschaft sollte es auch werden. Wir hatten es mit Mädchen zu thun, die gutwillig keine Autorität anerkannten, die gewohnt waren, ihre eignen Wege zu gehen und jeden Begriff von Arbeit, Gehorsam und Pflicht vergessen hatten. Die Hauptschwierigkeit war, das richtige Mass von Strenge zu treffen und die Unartigen nicht zu Bösartigen zu machen. Das letztere wäre ein grosser Fehler gewesen, denn die Mädchen hatten bei all ihrer Wildheit das Herz meist auf dem rechten Fleck. Vor allem aber besassen sie Selbstgefühl und wären durch kein Mittel zu willenlosen Untergebenen zu machen gewesen. An ihre Ehre, ihren Verstand zu appellieren, das half schon besser; ihnen imponieren war die Hauptsache. Für moralischen Mut waren sie sehr empfänglich. Mit der Zeit aber stellte sich jene eigentümliche Fühlung zwischen uns und den Mädchen her, die macht, dass der Befehlende die Stimmung der Untergebenen ahnt, ohne dass auch nur ein Wort gewechselt wird; dass der Lehrer bei dem Eintritt in die Klasse weiss, was die Glocke geschlagen hat und sich klar ist, was er zu thun hat. In dem Masse, wie diese Fühlung sich bildete, wuchs auch die Zucht, die Achtung vor dem Gesetz, und unter den besseren Elementen entwickelte sich ein Korpsgeist, der anfing, gegen Ausschreitungen Partei zu nehmen. Auch unter dem neuen Regime liess man mit Absicht den Mädchen, — wir hatten ungefähr dreihundert in der Anstalt — in manchem Punkt grosse Freiheit. So war der Spielplatz ihr ausschliessliches Reich. Wir wussten ganz genau, dass wir mit dem Augenblick, wo wir auf diesem Platze erschienen, alle Autorität ablegten und eben nur mitspielen durften. Dies galt allerdings als eine grosse Gunst, die wir erwiesen, es war aber bezeichnend,

dass nur die Modernen sich in diese Löwenhöhle wagte, weil nur sie in dem Ruf standen »jolly« zu sein, was ungefähr bedeutet »ein lustiges Haus.« Öfter aber betrachteten wir uns den Spielplatz von unserem Zimmer aus und konnten dann sehen, wie sich unter den Mädchen drei Gruppen sonderten. Die einen gingen paarweise umher und unterhielten sich — diese waren vielleicht die schlimmste Erbschaft, die wir angetreten; denn in ihren Köpfen war wenig Ernst und Wissenschaft, dagegen viel Mode und Thorheit. Die anderen gaben sich mit strahlenden Gesichtern einem Sport hin, sie hatten ihre Springseile und Bälle und hatten verschiedene Klubs dafür gegründet. Die Nachbarschaft konnte niemals überhören, dass in Blackburne House Pause sei. Wie oft haben wir mit heller Freude die kräftigen, flinken Gestalten betrachtet und einen Wettlauf verfolgt, an dem die ganze Schule mit Rufen und Klatschen teilnahm — die Einsamen ausgenommen. Diese bildeten die dritte Gruppe; sie waren entweder unliebenswürdig oder arm und krank. Wir verdankten der Pause gar manchen Aufschluss über problematische Naturen.

Nun erlaubte das Wetter aber nicht immer ein längeres Verweilen im Freien. Dann begab sich die Schule in einen grossen Spielsaal. Während der Vormittagspause ging es dort meist ruhig zu, die Zeit war zu kurz und der Raum nicht gross genug, um die kleinen Wildlinge zu entfesseln. Nach Tisch aber, bis zu den Nachmittagsstunden war jener Spielsaal dasselbe, was der Spielplatz im Freien, ein Pandämonium. Die Mädchen, an wilde Spiele und körperliche Übungen gewöhnt, pflegten sich im Saale niedrige Bänke zusammenzustellen und mit längerem und kürzerem Anlauf darüber zu springen. Sie spannten ihre Seile über die Breite des Saals und hüpften zu zwanzig darüber. Sie schlugen Ball und lärmten nach Herzenslust. Mein Klassenzimmer lag über diesem Saale und ich sass einmal lesend am Kamin, als die Hölle unter mir zu brodeln anfing. Von einer Kollegin, die

in diesem Augenblicke bei mir eintrat, erfuhr ich, was sich unten begab. Die Mädchen hatten sich durch die Fenster Schnee geholt und lieferten sich eine Schneeballschlacht. Aufspringen, die breite Treppenflucht hinunter, die Thür aufschliessen lassen, war eins. Meine Kollegin benachrichtigte die Leiterin, ich blieb unten, vor mir lag Pandämonium: zwei Parteien mit roten Backen, sich schneeballend, der Zementboden nass, ein Chor jüngerer A-B-C-Schützen jeden Wurf mit bewunderndem Geschrei verfolgend, ungemessenes Jubeln und Lachen, die schlanken Gestalten der Führerinnen an der Spitze. Sich verständlich zu machen, war keine Möglichkeit; nur die persönliche Anwesenheit wirkte langsam von den Nahstehenden auf die Ferneren, und langsam, wie Wellenringe im Wasser, breitete sich Schweigen durch den Saal. Ich konnte der Vorsteherin mit einer stummen Verbeugung den Platz räumen. Die Thüren schlossen sich hinter ihr; der Stab hatte sich inzwischen oben an der Freitreppe versammelt, und als nach etwa fünf Minuten die Mädchen der Reihe nach heraufkamen, marschierte jede von uns schweigend mit ihrer Kompagnie nach der Klasse.

Solcher Gerichtstage gab es noch einige; es wurde weder vor noch nachher pädagogisch orakelt, sondern im entscheidenden Augenblick entschlossen gehandelt. Es bildete sich, wie gesagt, mit der Zeit dadurch ein gesitteterer Ton, obgleich das freimütige Wesen, das die Mädchen im Verkehr mit dem Stabe zeigten, ihnen blieb. Wir Lehrerinnen waren für sie ebensowenig höhere Wesen, wie die Vorsteherin es für uns zu sein wünschte. Von diesem Gemisch von Erziehung und Originalität erhielten wir einen hübschen Beweis. Unsere Vorsteherin hatte auf der Frauenuniversität Newnham studiert und stand in herzlichen Beziehungen zu der Rektorin von Newnham, der auch in Deutschland bekannten Miss Clough. Sie besuchte uns einmal in Liverpool. Dies Ereignis war natürlich Wasser auf unsere Mühle. Wir kannten unsere guten Liverpooler und ihren praktischen Sinn, wussten aber

aus mancher Erfahrung und Enttäuschung, wie wenig Verständnis sie für ideale Bestrebungen hegten. Während ein Mädchen, das schlecht rechnete, bei uns eine Seltenheit war, gab es keins, das einen Vers schön sprechen konnte. Schönheitssinn und litterarisches Gefühl waren bei ihnen gänzlich unentwickelt. Unsere Aufgabe war es nun, unseren Schülerinnen eine sympathische Achtung für Miss Clough's Streben einzuflössen — und ihnen klar zu machen, dass da eine grosse Frau vor ihnen stände, die Vorurteile aus dem Felde geschlagen und freien Sinn zum Sieg geführt hätte. Dies war nicht ganz leicht, da die meisten der Mädchen sogar von äusseren Universitätsverhältnissen höchst unvollständige Ansichten hatten, andrerseits in den freien Erziehungsprinzipien schon aufgewachsen waren und sich der früheren Hindernisse, die dem Studium der Frauen entgegenstanden, nicht mehr entsannen. So glaube ich, dass es ihnen sehr drollig vorkam, um die elfte Stunde in der Aula versammelt zu werden, weil Miss Clough zu ihnen sprechen wolle. Sie erwarteten einen rechten Spass, »Good fun«, davon, doch zeigten sie sich sehr gesittet und machten ernste Gesichter. Nun verstand aber die Rednerin ihr Publikum. Sie plauderte mehr mit den Mädchen, als dass sie eine grosse Programmrede hielt. Sie erzählte dies und jenes und fragte zuletzt: »Habt ihr denn auch eine Schulbibliothek? Nein? Das solltet ihr doch versuchen.« Und nun wusste sie die Mädchen für dies neue Unternehmen zu gewinnen; die Stimmung wurde wärmer, die Herzen wandten sich ihr zu; als die würdige, alte Dame den Saal verliess, klang es hinter ihr her: »Adieu, Miss Clough, Adieu!« Das war die Natur, die aus ihnen sprach. Die Bibliothek wurde denn auch sofort mit englischer Energie in Angriff genommen.

Miss Clough's Besuch trug dazu bei, uns Modernen liebe Universitätserinnerungen zu wecken. Wir tauschten dieselben meist in der Pause am Kamin aus, denn viel Zeit und Musse, uns zu sprechen, hatten wir nicht. Wir arbeiteten so intensiv, wechselten nach den Stunden so rasch eine Klasse mit der

andern, verwendeten die Mittagspause meist so ausschliesslich zum Korrigieren, dass jede nur Zeit hatte, ihren eignen Geschäften nachzugehen. Daher kam es, dass sogar ungewöhnliche Ereignisse in den Klassen kaum über den Kreis der Beteiligten hinausdrangen. So entstand wohl unter uns zwölf Frauen ein kollegialisches Verhältnis, gegründet auf gleiche Pflichten und gegenseitige Hülfsbereitschaft, aber es war sonst wortkargen Charakters, die Pause ausgenommen. Wir pflegten dann vor dem Kamin zu sitzen, auf Stühlen, Puffs oder dem Teppich und uns zu unterhalten. Einige, die eine Korrektur beenden wollten, wünschten freilich Stille, doch war das zu viel verlangt, und wir plauderten ganz ungestört über unsere Lieblingsgegenstände. Die Geschichtslehrerin, eine lebhafte Irländerin, wusste stets die Universitätsneuigkeiten der Stadt, oder sie hatte ein altes Dokument ausgegraben, das wir bewundern mussten. Die junge Französin pflegte zu singen:

»Vive la France, vive l'Italie,
A bas la Prusse, vive Garibaldi!«

wobei sie mich aus sicherer Entfernung anblinzelte und wie ein Kind lachte. Die Turnlehrerin brütete über einer neuen Stellung, Übung oder Figur, die sie sich uns mit ihrer hageren, biegsamen Gestalt vorzumachen bemühte; Miss Taylor, die Handarbeitslehrerin, sorgte für ihr leibliches Wohl, und die lateinische Kollegin brach Lanzen mit der Seniorin. Es war unsere alte Meinungsverschiedenheit: Miss Webster fest davon überzeugt, dass sich die menschliche Natur nicht ändern lässt; dass die Mädchen stets nachlässig, faul und leichtsinnig bleiben würden; wir Modernen erklärten dagegen, dass sich diese Dinge ändern liessen und gute Gewohnheiten an die Stelle schlechter treten könnten. In der That sollten wir recht behalten. Die schlechten Elemente zogen bald vor, den Platz zu räumen, die guten gruppierten sich fester zusammen und neuer Zuzug kam. Die grössere Achtung, welche die neu geordnete Anstalt Eltern und Schülerinnen einflösste, zeigte sich bald in der sorgfältigeren Kleidung der letzteren. Die herzliche Zuneigung

zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen kam in allerlei kleine Aufmerksamkeiten zum Vorschein, in Blumenspenden, die u mit Erröten und etwas linkisch in die Hand gedrückt wurde in wachsender Höflichkeit des Benehmens. Freilich gab noch immer zerstossene Kniee und ausgeschlagene Zähne a dem Spielplatze, und wir mussten manchmal den Samarit spielen; aber nach Jahresfrist konnten wir uns sagen, e andrer Geist sei in Blackburne House eingezogen, das Ges wurde dort wieder anerkannt und die Arbeit gepflegt; d wilde Rasse war gebändigt worden, aber nicht geknechtet.

Dass die oben geschilderten Verhältnisse ausnahmswei waren, ist ersichtlich, und man muss sich die höheren, eng lischen Schulen völlig organisiert und diszipliniert denke Doch muss sich die deutsche Lehrerin immer auf ein grösser Mass individueller Freiheit gefasst machen, als es bei un landläufig ist: der parlamentarische Gedanke geht durch gan England, und blinde Unterwerfung wird daher auch in de Schule nicht gefordert.

Die englischen Frauen-Universitäten.

National-Zeitung. 31. Mai 1891.

Es giebt heute in England sechs Frauen-Universitäten. Ich bin nur mit zweien derselben in nähere Berührung gekommen, mit Holloway und Newnham. Beide haben in der Erinnerung gleich scharf umrissene Bilder hinterlassen, so verschieden sie an und für sich auch waren.

Die Verschiedenheit von Holloway und Newnham liegt darin, dass Newnham mit die erste Hochschule für Frauen war, Holloway dagegen die vorläufig letzte ist; dass Newnham unter ungünstigen Verhältnissen, im Kampf mit dem Vorurteil, klein angefangen, sich langsam erweitert, sich langsam seine Stellung erfochten hat, während Holloway, gleichsam

nach geschlagener Schlacht, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel heranzog und von vornherein in grösstem Massstabe angelegt, über bedeutende Mittel verfügend, die Stätte bereitet fand und sich nur hoheitsvoll auf den grünen Höhen von Surrey niederzulassen hatte.

Holloway ist schön, und dort als Gast zu sein, ist ein ganz besonderer Genuss. Die Universität liegt etwa eine Stunde Eisenbahn von London entfernt. Von Egham, der Station, steigt der ländliche Weg fortwährend an, und auf der Höhe liegt schlossartig, wie ein neu erwecktes Chambord oder Fontainebleau, das grosse, turmbewachte Viereck der Universität. Die rote Farbe des Steins sticht lustig von dem Grün der Wiesen und Hügel, dem wohlgepflegten Garten und dem blauen Horizont, mit dem seltsam verschleiernden, englischen Hitzenebel, ab. Auf der freien Terrasse der Gartenfront stehen, den stolzen Bau im Rücken, breite Sandsteintreppen zur Rechten und zur Linken, zu Füssen grüne Gründe, den schönen Park voll Eichen und Kastanien sehen, Wiesen mit kniehohem Gras in der übermütigen Pracht ihrer Sommerblumen, den Blick in eine lockende, schleierhafte Ferne versinken lassen — das ist etwas unvergesslich Schönes und Ahnungsvolles, es weckt Vergangenheit und regt die Zukunft. — Einen ähnlichen Eindruck empfängt man im Innern des Gebäudes. Man würde müde werden, die Tausende von Fenstern zu zählen, die teppichbelegten Korridore nach Schritten auszumessen oder die Ehrenhöfe und ihre Arkaden auf und ab zu wandern. Nicht müde wird man aber, an einem dieser Fenster sich in Homer zu vertiefen oder im langsamen Wandelgang unter diesen luftigen Bogen die Lösung einer Frage, die Erkenntnis eines Naturgesetzes zu suchen, ihr nachzugrübeln. Freilich wird für empfängliche Naturen der poetische Reiz von Holloway zuerst den wissenschaftlichen überwiegen; das Grossartige der Anlage, die wundervollen Dimensionen aller Räume, der Reichtum der Ausstattung, die Fülle von Licht und Luft und Blumenduft, der grosse Stil des ganzen Lebens

— diese feierlichen Mahlzeiten z. B. in einem Rittersaal
das alles muss zunächst wohl ganz allein einen überwälti
den Eindruck hervorbringen und dem Wesen der eintre
den Studentinnen einen lebhaften Schwung geben. Und
sollte mich nicht wundern, wenn aus Holloway einmal e
Dichterin hervorginge, denn selbst auf prosaischere Köpfe dür
die Kapelle, die Bildergalerie und die Bibliothek durch d
tägliche Berührung des Schönen zauberisch einwirken. Hollow
ist übrigens um einige Grade kirchlicher als manche der a
deren Universitäten. Jeder Morgen sieht daher die Studen
und die Lehrerschaft in der Kapelle. Sie ist allerdings e
wenig bunt, hat aber wundervolles Schnitz- und Eisenwerk un
eine weihevolle Stille. Der dem katholischen sehr ähnlich
Gottesdienst bringt zu dem äusseren Eindruck des Schöne
und der Kunst nun noch die seelische Rührung durch Gesan
und Orgelspiel, durch Kniebeugungen und ähnliche fromm
Handlungen. Dabei ist die Kapelle stets geöffnet, so das
jeder Schmerz und jede Freude hier eine würdige Stätte findet

Eine Bildergalerie wird manchem in einer Universität al
ein überflüssiger Schmuck erscheinen. Aber ist die Erziehung
zur Kunst nicht auch ein Teil der Erziehung? Wer je in de
Galerie von Holloway umhergewandelt ist, die Gemälde be-
trachtend, in voller Freiheit bald ab-, bald näherrückend, sich
selbst nach Belieben die Oberlichtvorhänge zurechtziehend;
wer je den am oberen Ende der Galerie stehenden Konzert-
flügel unter berufenen Händen hat klingen gehört; wer gar
selbst dort sang und die eigene Stimme machtvoll zurück-
hallen fühlte — der kann die Galerie nicht überflüssig nennen.
Das Schönste aber bleibt die Bibliothek. Dies ernste Licht,
das aus hoch in der Wand gelegenen Fenstern fällt, so dass
der Blick durch keinen Ausflug in die Aussenwelt von dem
Buch verlenkt wird; diese langen, schön geschnitzten Bücher-
fächer mit ihrer Fülle von Wissen und Kunst; die prächtigen
Kandelaber, die grossen Arbeitstische und bequemen Stühle,
der dichte Teppich, der die Schritte dämpft — dies alles

macht den Raum zu einem Tempel der Wissenschaft. Wie manches junge Herz mag hier im ersten Feuer gewünscht haben gross zu werden wie Shakspere oder Newton. Welche kindlich ungemessenen Aufgaben hat sich, unter dem Einfluss der Umgebung, der erste Jugendmut gestellt! Und wenn das erste Feuer verraucht war und man erkannt hatte, dass Rom nicht an einem Tage erbaut sei, dann hat diese selbe Bibliothek mit ihrer ernsten Ruhe und Abgeschlossenheit auch die nötige Kraft und Geduld gelehrt.

Dass diese reichen Verhältnisse die Studenten verwöhnen; dass die jungen Mädchen zum Teil aus sehr viel kleineren, bürgerlicheren Kreisen kommen und später in dieselben zurückkehren werden, dass dies seine Unzuträglichkeiten hat, soll nicht geleugnet werden. Gar manche der Studierenden fasst das ganze Studium auch mehr von der ästhetischen, als von der positiv wissenschaftlichen Seite auf und verfolgt ausschliesslich den Zweck, sich eine allgemeine humanistische Bildung anzueignen, ohne an eine praktische Verwertung ihres Wissens zu denken. Darin liegt jedoch an und für sich kein Schade, im Gegenteil, auf diese Art wird eine gewisse klassische Belesenheit auch Besitztum der Frauenwelt. Schlimm wäre es nur, wenn dies humanistische Bildungsideal zu Oberflächlichkeit führte und darüber die exakten Wissenschaften vernachlässigt würden. Dieser Gefahr aber begegnet der Umstand, dass Holloway einen sehr tüchtigen ordentlichen Professor der Mathematik und Naturwissenschaften hat, eine Frau, der die Ehre zuteil wurde, eine ihrer mathematischen Arbeiten in der Royal Academy verlesen zu hören. So kommt es denn, dass in Holloway die Lehrer des Horaz und Homer, des Euclid und Newton's in hellen Frauenkleidern einhergehen und eine fröhliche, weibliche Jugend zu ihren Füssen sitzt. Um Holloway's Ruf bei uns noch zu verherrlichen, darf ich hinzusetzen, dass der griechische Unterricht dort von einer Deutschen erteilt wird, die ihre Studien freilich in England hat machen müssen.

Was die jungen Mädchen in Holloway lernen, die gründliche und genaue Übersicht über ihre Studien, die Zahl der Stunden, die Höhe des Geleisteten, Dinge, die bei Beurteilung des Wertes einer Anstalt ja den Ausschlag geben, findet sich in den offiziellen Berichten, Statuten und Prospekten. Hier sei nur soviel bemerkt, dass jede Überbürdung der Schülerinnen, das Überstudieren, die Bleichsucht durch Bewegung in frischer Luft bekämpft, dass das Tennis hier so gepflegt wird, wie das Cricket in Oxford und Cambridge. Auch das einseitige Buchlernen sucht man zu verhindern und hat deshalb die Einrichtung der Männer-Universitäten beibehalten, in gewissen Zwischenräumen politische Debatten zu halten. Da Holloway durch seinen Lehrkörper sowie durch seine Studierenden in enger Verbindung mit den leitenden Kreisen Englands steht und sich im Empfangszimmer der Vorsteherin die gescheitesten Köpfe Londons und des Kontinents treffen, bieten diese Debatten stets Anregung und Belehrung. In Holloway gilt es nicht mehr für unweiblich, regelmässig Zeitungen zu lesen und politisches Interesse zu äussern. Hiermit wird ein Keim gelegt, der im Vaterlande des Darwinismus seine Entwicklung nicht verfehlen wird.

Überhaupt muss man Holloway als eine Pflanzschule für die Zukunft betrachten. Die Anstalt besteht erst seit 1887; sie hat noch lange nicht die Schülerzahl, auf welche sie eingerichtet ist, und auch noch nicht die feste Bahn des Unterrichts, wie Newnham oder Girton. Bei den Universitätsprüfungen hat sie daher noch keinen jener glänzenden Erfolge zu verzeichnen, wie sie Girton mit Miss Ramsey, Newnham mit Miss Fawcett davontrugen. Man wird dieser jüngsten Anstalt eben noch Zeit lassen müssen, sich zu bewähren, zu zeigen, ob sie ihre Mittel, ihre Grossartigkeit zum Guten anwendet oder in Oberflächlichkeit aufgehen lässt. Immerhin war das Holloway, das ich kennen lernte, schon an und für sich eine Blüte der Civilisation, ein Beweis des grossen Fortschrittes, den die Frauenfrage in den letzten zwanzig Jahren in England

gemacht hat. Nicht jedes Land baut seinen Frauen solche Paläste und stellt ihnen solche Mittel zum Studium zur Verfügung. — Holloway ist die Stiftung eines reichen Privatmannes. Herr Holloway hatte sich ein Vermögen erworben und Frau Holloway eine gründliche Bildung. Als nun die Frage der Universitätsbildung für Frauen in England entschieden war, dauerte es Mrs. Holloway, dass unbemittelte Mädchen davon, der Kosten wegen, ausgeschlossen sein sollten, und sie glaubte ihren Reichtum nicht besser als zur Gründung einer Hochschule für Frauen, mit besonders zahlreichen Freistellen, anwenden zu können. Auf ihre Anregung hin ist Holloway erstanden; Mr. Holloway nahm den Plan freudig auf, und im Innenhof der Universität ist das Standbild des Stifters zu sehen, wie er seiner Gattin die Gründung mit einer Handbewegung zeigt: So hast du es gewollt. Noch eine andere, vielleicht unfreiwillige Erinnerung an Mr. Holloway findet sich in dem Gebäude. Unter dem Fries der Säle zieht sich meist eine Verzierung kleiner Kügelchen hin. Man hat darin eine Anspielung darauf sehen wollen, dass Mr. Holloway sein Vermögen dem Vertrieb einer wunderthätigen Art von Pillen, Holloway Pills, verdankte. Das mag wahr sein oder nicht, immerhin nehmen sich diese zierlichen Pillenschnüre anmutig genug aus und jedenfalls ist Jung-Englands weiblicher Teil den Pillen des Herrn Holloway zum unverbrüchlichsten Danke verpflichtet, denn dieses herrliche Gebäude ist eine königliche Schöpfung und ein Markstein in der Entwicklung der englischen Frauenbewegung.

Newnham.

National-Zeitung. 12. Juli 1891.

Die englische Frauenbewegung hat ihre Siege nicht an einem Tage erfochten. Ihr langsames Werden, ihr allmähliches Wachsen lässt sich am besten an der ebenfalls lang-

samen, allmählichen Entwicklung von Newnham verfolgen. D ersten englischen Frauen-Universität. Newnham, 1871 g gründet, war ein Versuch. Die Zahl der Vorurteilsfre welche diese Gründung bewirkten, war damals noch ger Auch in England fehlte es jenerzeit nicht an Männern u Frauen, die das Frauenstudium für unweiblich, gesundhe schädlich und unausführbar erklärten. Die Gründer v Newnham sahen im Frauenstudium dagegen ein Mittel, d Frau nach allen Seiten hin auszubilden, ihr den vollen We zu geben und ihre Gesundheit eher zu festigen, als zu e schüttern.

Unter den Freunden der Sache stand obenan Mis Clough. Engländerin von Geburt, hatte sie lange genug i Amerika gelebt, um die dortigen Anschauungen von Frauen wert und Frauenbildung kennen zu lernen und auf ihr praktische Durchführbarkeit hin zu prüfen. Ehe ihre An sichten sich aber völlig geklärt hatten, ehe ein fester Plan be ihr fertig geworden, war sie eine reife Frau geworden. Hatte sie solange ihren Kopf und ihre Energie einer verständigen Mädchenerziehung gewidmet und teils in Liverpool, teils in Ambleside ihr Ideal einer Mädchenschule zu verwirklichen gestrebt, so suchte sie jetzt die Universität Cambridge auf. Sie war hier keine unbekannte Persönlichkeit: der Schwester des Dichters Arthur Clough öffneten sich alle Thüren. Wie natürlich, suchte Miss Clough auch die einflussreichen Mitglieder der Universität auf, die liberalen, um sie an dem Vorstoss zu beteiligen, die konservativen, um sie wenigstens zu interessieren. Nach einiger Zeit war die Gründung eines bescheidenen Kollegiums für studierende Frauen beschlossene Sache. Was den innern Charakter der Gründung betraf, so konnte es sich dabei nur um ein Internat handeln, welches nach dem Vorbilde der englischen Männer-Universitäten seinen Insassen Wohnung und Kost bot. Dass bei verständigem Lebenszuschnitt dieser Teil des Unternehmens sich selbst erhalten würde, war voraussichtlich. Die Schwierigkeiten be-

gannen erst bei der wissenschaftlichen Seite des Unternehmens. Cambridge war eine Männerstadt; der junge Brite betrachtete sie als sein eigen, ganz so wie der junge Deutsche sein Jena oder Heidelberg. Die Hörsäle, Bibliotheken, die Universitätskapellen, Gärten, Gründe, ja die Strassen der Stadt waren seit Jahrhunderten Männergebiet, ausschliessliches, eifersüchtig bewachtes Gebiet. Es bedurfte eines grossen Takts und grosser Vorsicht, um die neuen Ideen und ihre weiblichen Vertreterinnen hier einzuführen. Man musste sich fragen: Sollten die studierenden Mädchen die bestehenden Vorlesungen besuchen, die Bibliotheken benutzen, oder sollte das neue Kollegium seine eigenen Lehrkräfte haben? Dass diese Lehrkräfte in jedem Falle Männer sein würden, war von vornherein ersichtlich. England besass damals keine Frauen, die sich systematisch auf eine Professur vorbereitet hatten. Da aber die junge Anstalt unmöglich das erforderliche Honorar aufbringen konnte, um Sondervorlesungen bei den ersten Kräften für die Mädchen zu ermöglichen, so beschloss man, die Universitätsvorlesungen gemeinsame sein zu lassen, in der Hoffnung auf die würdige Haltung der ernstgesinnten Mädchen, die gute Sitte des englischen Mannes und die Autorität der Professoren. Doch wurde eine Anstandsdame erwählt, in deren Begleitung allein die studierenden Mädchen sich auf der Universität zeigen würden.

Eine ebenso wichtige Frage war es, ob die Vorkenntnisse der Mädchen für ein Universitätsstudium genügen würden. Selbst wenn nur die gescheitesten und begabtesten Frauen Englands sich auf den ersten Aufruf hin melden würden, nur solche, die ihre Studien aus Neigung privatim weiter getrieben hatten, so konnte doch auch ihnen die nötige Schulung fehlen, umsomehr, da das Universitätsstudium keine Sache des wildwachsenden Genies, sondern der Methode ist. Und Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht liess sich um so eher befürchten, als im Jahre 1871 die englischen Mädchenschulen bei weitem nicht das waren, was sie jetzt sind, und die treffliche Girls

Public-Day-School-Company damals noch nicht bestand. Man tappte hier also im Dunkeln und sagte sich, dass man abwarten müsse. Wie der Erfolg später zeigte, waren die Frauen zum Teil mit ihren Kenntnissen auf der Höhe des Geforderten, und wo es fehlte, scheuten die der Sache ergebenen Professoren die Mühe nicht, den Insassen des neuen Kollegiums Sondervorlesungen zu halten. Diese selbstlose Förderung der Sache durch grossdenkende Männer haben die ersten weiblichen Studenten von Newnham in warmem Andenken behalten.

Endlich musste man fragen: wo soll das Frauenstudium hinaus? Die Freunde der Sache meinten: auf das Staatsexamen, das sogenannte Tripos. Eine gründliche wissenschaftliche Bildung zu der den Frauen bisher gegebenen Herzens-Phantasie-Entwicklung gefügt, musste sie in ihrer Entwicklung in erster Linie fähiger machen, der Volksallgemeinheit zu dienen: man konnte also auf eine soziale Thätigkeit hinwirken. In zweiter Linie konnten Frauen, im Besitz des Staatsexamens, sich unabhängige Stellungen im Lehrfache erwerben, und hier sah man in ihnen die bei der Neubildung des Mädchenschulwesens unentbehrlichen Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen. Drittens wünschte man auf diese Art Frauen zur eingehenden Beschäftigung mit Wissenschaft, Politik, Volkswirtschaft, Litteratur und Kunst heranzuziehen, um mit der Zeit ihnen in allen diesen Dingen ein selbständiges Urteilen und direktes Handeln zu verschaffen.

Bei der Feststellung der Ziele begegnete man nun aber einer unüberwindlichen Schwierigkeit: die Frauen offiziell das Staatsexamen machen zu lassen, ihnen ein amtliches Zeugnis über ihre Studienzeit und Prüfung zu geben, ihnen die akademischen Grade zu verleihen, war damals eine Unmöglichkeit. Nicht etwa, weil sich wie in Deutschland die Regierung dem Plane widersetzt hätte: die englischen Universitäten sind von dem Willen eines Ministers unabhängig. Wohl aber, weil die Erlangung der akademischen Grade den

Frauen auch Ansprüche auf akademische Laufbahn, auf Professuren, Stipendien, auf Wohnung in den Männerkollegien, auf Besuch der Universitätsgärten und Gründe, auf Sitz und Stimme im Senat gegeben hätte. Für solche Neuerungen war die Zeit nicht reif. Daher beschlossen die Gründer von Newnham klug, sich mit weniger zu begnügen, als ihr Recht war: die studierenden Frauen sollten vorläufig nur geduldet sein. Ihr Ziel würde aber trotzdem das Staatsexamen bleiben, abzulegen in den Fächern, die sie gewählt. Das Studium, auf drei Jahre bemessen, sollte dem der männlichen Studenten gleichlaufen, und je nach den Umständen, in allgemeinen oder in Sonder-Vorlesungen verfolgt werden. Die Anwesenheit weiblicher Hörerinnen in den öffentlichen Vorlesungen beschloss man als Frucht eines persönlichen Abkommens mit dem betreffenden Professor zu erklären. Am Ende der Studienzeit, wo der Student sein Zeugnis mit dem Amtssiegel heimträgt, sollte die studierende Frau dann ein Schreiben erhalten, feststellend, dass sie vor dem unterzeichneten Professor dieselben Prüfungsarbeiten gelöst, wie ihre männlichen Kollegen und sie deshalb im Besitz der gleichen Kenntnisse sei wie ein Mann, der das Staatsexamen bestanden. Einen Titel jedoch konnte sie nicht erhalten.

Als das Ziel und die vorläufige Form des Unternehmens ausgearbeitet waren, trat man damit in die Öffentlichkeit. Zeitungsartikel und Annoncen machten Stimmung und forderten das englische Publikum zur Beteiligung auf. Inzwischen war Merton Hall — ein einfaches, ländliches Haus am Ende der Stadt Cambridge — für das neue Kollegium gemietet worden; die Leiterin von Merton war Miss Clough. Im Herbst 1871 wurde dort die erste englische Frauen-Universität, das heutige Newnham, damals aber noch Merton genannt, mit acht weiblichen Studenten eröffnet. —

Wer den ferneren Lebenslauf dieser acht ersten weiblichen Studenten kennt, weiss auch, wie ernst es ihnen um die Sache war. Freilich waren sie zum Teil jung genug, um die Be-

schränkung, welche die Ungunst der Verhältnisse ihnen auferlegte, als eine solche zu empfinden und sich gelegentlich darüber zu empören, dass sie nur geduldet sein sollten. Aber einerseits wusste Miss Clough diese Beschränkung und scheinbare Rechtsverkürzung so würdig hinzunehmen und so überzeugend von der Stärke des Vorurteils und den persönlichen Opfern zu sprechen, die jeder Fortschritt erheischt, dass sie in ihrer kleinen Schar fast ausnahmslos einen vorzüglichen Geist des Strebens, aber auch zugleich der Ordnung wachhielt. Was aber vor allem beitrug, die acht Pioniere einen ernsten, stillen Sinn zu lehren und ihnen Dankbarkeit näher zu legen als Rechtheischen, war Cambridge selbst. Es ist eben etwas eigenes um historischen Boden und man wandelt nicht ungestraft unter Denkmälern der Vergangenheit. Cambridge, so genannt, weil es am Cam gelegen, eine Brücke über den Fluss besass, gleicht unseren thüringer Landstädtchen aus der sächsischen Kaiserzeit. Da ist der Marktplatz mit dem Brunnen, alte Häuser mit vorspringenden Stockwerken, tiefe Thorwege, freundliche Fenster, auch seltsames Gitterwerk, Bildsteinhauerei und Spuren alter Glaskunst. In manchen Winkeln erinnert das Wesen der Stadt an Frankfurt. Doch trägt sie im ganzen völlig den Charakter einer Kleinstadt, sauber, freundlich und gut bürgerlich. Die Universität liegt am Ende von Cambridge und bildet eine Ansiedlung für sich. Nach englischer Art besteht die grosse »Universität« aus verschiedenen kleineren Universitäten, den »Colleges«. Alle zusammen bilden den grossen Verband, der äusserlich durch den Senat und das Senatshaus repräsentiert wird. Jedes einzelne »College« ist aber eine unabhängige Hochschule, die ihr Vermögen, ihre liegenden Gründe, ihre Baulichkeiten, ihren Lehrkörper, ihre wissenschaftliche Spezialität und ihr besonderes Studentenpublikum besitzt. Christ-College z. B. ist der Hort der Orthodoxie; ein anderes, wie King's oder Queen's College, wird mit Vorliebe von dem englischen Adel besucht, während Saint Catharine's College als Lieblings-

stätte arbeitsamen Bürgertums bekannt ist. Alle diese Colleges bilden nach der Flussseite zu einen langgestreckten Gürtel. Die äussere Anordnung der Colleges ist eine sehr einfache: um einen quadratischen oder rechteckigen Hof, auch eine Reihe von Höfen, liegen die Wohngebäude nebst Hörsälen, Bibliotheken und Laboratorien. Dazu hat jedes College seinen Garten, seine Spielplätze, sein Bootshaus und seine Kapelle. Trotz dieses gleichen Besitzes und dieser gleichen Einrichtung trägt indessen jedes College seinen besonderen Charakter. Das eine stammt aus dem Mittelalter und hat noch etwas Finsteres, mit seinen grossen Mauern und kleinen Fensterflächen. Aber der innere Hof ist mit wilden Rosen überrankt, durch die gotischen Fenster des Kreuzgangs guckt grüner Epheu in dicken Knäueln. Hier sind alte Glasfenster und bleigefasste Scheiben; dort komische Fratzen in Stein, seltsame Wappen und eine halbverlöschte Inschrift. Ein anderes College stammt aus der Zeit der Renaissance: über dem Hofthor sind die Tudorrosen eingehauen, die Fenster erweitern sich, der Schmuck wird reicher und üppiger, bis zuletzt die Mauer nur noch ein Vorwand für die Fenster ist. Im Renaissancestil ist auch das Senatshaus gebaut, würdig, und doch frei und leicht, mit seinen Säulen, seiner italienischen Façade und seiner breiten Treppe. An dem allen vorbei fliesst der stille Cam in mannigfachen Windungen. Er schlängelt sich erst durch Wiesen, dann durch die schönen, schattigen Universitätsgärten, mit ihrer leichten Senkung nach dem Fluss und ihren aristokratischen Gittern. Er bespült stellenweise die Collegien selbst, so dass ein blindes Stück Mauer aus grauem Sandstein schroff daraus aufragt, bis man eine verdeckte Brücke betritt, mit Fenstern zur Rechten und zur Linken, durch die stromauf, stromab man die geschlossene Reihe der hochragenden Gebäude erblickt, im Winterfroste flimmernd oder grün umbuscht. Dann glaubt man wohl in die Vergangenheit zurückzublicken, und der stille Cam mit seinem ruhigen Wasser scheint der Strom der Zeit, dem

man traumverloren nachsieht. Durch Parks, Gärten, über mannigfache Steinbrücken gelangt man zu den Kapellen. Sie liegen zusammen, jede jedoch von einem schicklichen, freien Raum umgeben. Es sind Gebäude von mittleren Verhältnissen, aber von hervorragender Kunst. Auch sie vertreten alle Stile und Stilmischungen des Mittelalters und der Renaissance; aber jeder Kapelle ist der Ameisenfleiss, die persönliche Sorgfalt der Bauherren zugute gekommen. Und so hat sich jede wie ein voll ausgebildeter Kristall gestaltet, wie ein Kleinod der Goldschmiedekunst. Diese Kapellen haben die gotische Leichte des Steins, das mit hundert Spitzen und Spitzchen Himmelanstrebende unserer Dome, jedoch nicht deren Massiges und Imponierendes, weil ihre Verhältnisse eben dazu nicht ausreichen. Es ist aber eine feine und süsse Frömmigkeit, mit der selbst ungläubige Herzen in diese dämmerigen Gewölbe treten. Kommt dazu dann noch das feierlich Ehrwürdige eines wohlgeleiteten Gottesdienstes, und fügen die Scharen junger Studenten in mittelalterlicher Kirchentracht, die wohlgeübten Chorgesänge mit ihrer tausendjährigen Erinnerung dem ersten Eindruck der Schönheit noch den der Kraft und der Macht über die Lebenden hinzu, so wirkt imponierend, was vorher nur rührte.

Kirche und Universität, Adel und Bürgertum, Gelehrsamkeit und Sport sind in Cambridge seit Jahrhunderten von Rechtswegen ansässig und vertreten. Nur die Frauen waren in diesen Organisationen niemals unmittelbar berücksichtigt. Sie hatten dort keinen Platz, und wo man sie, wie in der Kirche duldete, mussten sie schweigen. Dies sollte nun um 1871 anders werden. Was bis dahin ausschliessliches Männereigentum gewesen, das sollte von nun an auch für Frauen da sein. Kein Zweifel, dass die acht Newnham-Pioniere, in deren feinfühligen Frauenseelen die grossen, geschichtlichen Werte von Cambridge einen tiefen Eindruck machten, sich oft vor diesen gefesteten Institutionen und Leistungen der Vergangenheit recht klein vorgekommen sind. Denn wie alle, die es ernst meinen, hatten auch sie ihre Stunden des Zweifels, in denen sie sich fragten, ob ihre

Kraft ausreichen würde, ob ihr Weg der rechte sei. Unter diesen Einflüssen wurde Newnham von vornherein zu einer ernsten Arbeitsuniversität. Merton-Hall, wo das neue Kollegium eingerichtet war, trug auch noch dazu bei, die acht Studenten in fröhlichem Wetteifer zu halten. War Merton-Hall doch schon öfter die Wiege ähnlicher Unternehmungen gewesen; manches der stolzen Männercolleges hatte seinen Anfang dort genommen, ehe es durch Schenkungen und durch Beschlagnahme von Klostergut zu Zeiten der Reformation ein reiches Anwesen wurde. Dass dieses unrecht erworbene Gut zum Teil von Nonnenklöstern stammte, ist übrigens heute noch ein beliebter Vorwurf, den Newnham gegen seine männlichen Kollegen zu Zeiten ins Feld führt.

Mit Merton-Hall war auch ein historisches Zimmer in den Besitz des aufstrebenden Frauenkollegiums übergegangen, das sogenannte »Zimmer des Pythagoras«. Es war eine hübsche Dachstube mit dem Ausblick ins Grüne, in der viele Generationen von Mathematikern gehaust, gerechnet und gefabelt hatten. Man denke sich, mit welchem Stolz der erste Newnhamer Student der Mathematik dort seine Figuren zog und seine Berechnungen aufstellte! Ungemein anregend war aber gerade in jener ersten Zeit der Verkehr mit den für den Unterricht gewonnenen Professoren. Sie scheuten keine Mühe, keinen Zeitverlust, um ihre neuen Studenten zu fördern. Auch eine zwanglose Geselligkeit kam zustande; die Kleinheit des Kreises — Miss Clough und die acht jungen Mädchen — war einer eingehenden Bekanntschaft förderlich und machte das Aussprechen der besten und eigensten Gedanken möglich. Auf diese Art kamen die studierenden Frauen in nahe Berührung mit dem besten Geiste der Universität. Sie lernten die Hauptzüge und Hauptkräfte derselben kennen, sahen die Universitätstugenden aus der Nähe und konnten sich einleben, wählen, suchen und finden. Vor allem wurden sie dadurch ein Teil der Universität: sie fühlten sich in die Fragen des Tages hineingezogen, von der gleichen Strömung getragen, von dem-

selben Geist beseelt, an demselben Werk nach Kräften mitarbeitend. Die Newnhamer Studenten fingen dadurch an ein stehender Zug im Gesamtbild von Cambridge zu werden. Dank ihrer persönlichen und Miss Clough's Verbindungen kamen sie in die beste Gesellschaft; die liberale Partei, unter den Professoren Sedgewick und Fawcett, brauchte ihren Einfluss zu Gunsten der jungen Bewegung.

Inzwischen gingen die Studien ihren regelmässigen Gang. Sie waren von vornherein dadurch erleichtert worden, dass zunächst das medizinische Fach nicht in Rechnung kam. Es ist überhaupt in Cambridge nicht vertreten, sondern nach London verlegt. Die acht Newnhamer Studenten verteilten sich daher auf die verschiedenen Gruppen der philosophischen Fakultät, Jura und Theologie kamen ja gleichfalls nicht in Betracht. Unter diesen Gruppen waren alte Sprachen, Mathematik und Philosophie vorzugsweise von den studierenden Frauen gewählt worden. Die Resultate der ersten Prüfung waren befriedigend. Es war nichts Glänzendes noch Aussergewöhnliches daran, aber ehrliche Arbeit war geleistet. Und dies gab den Freunden von Newnham Hoffnung und Zuversicht. Genies, sagten sie sich, erzieht man nicht, wohl aber tüchtige Menschen, einen Grundstock gewissenhafter Arbeiter. Wenn aber in Merton-Hall fleissig gearbeitet wurde, so fehlten nach den sauren Wochen auch die frohen Feste nicht, fehlte es nicht an Bewegung in frischer Luft, an gemütlichen Plauderstunden, an lustigen Streichen hinter Miss Clough's ehrwürdigem Rücken, und an aufrichtiger Freundschaft. Das Zimmer des Pythagoras hat manches lustige Gelächter gehört, und dass die Liebe den Herzen der gelehrten Jungfrauen nicht fremd ist, zeigt das dort nicht seltene Ereignis einer Heirat zwischen den Newnhamern und den anderen Universitätskreisen. Freilich fallen diese weltlichen Ereignisse in etwas spätere Zeit. Die acht Pioniere hielten vorläufig zur Fahne, der sie zugeschworen. Ihr wackeres Arbeiten aber und der befriedigende Ausfall der ersten Prüfung hatten für die Sache des Frauenstudiums

Stimmung gemacht und das Interesse weiterer Kreise erregt. Die Schar der Newnhamer Studenten begann zu wachsen. Bald reichte Merton-Hall nicht mehr aus; man siedelte in ein grösseres Haus über und ertrug die Unbequemlichkeiten vorläufiger Einrichtungen in dem Gedanken, dass die Fundamente zu einem eigenen College, dem heutigen Newnham, schon gelegt seien, dass draussen, noch jenseits von King's, Queen's und Cat's College, die roten Backsteinmauern des eigenen Hauses aus der Erde stiegen und die studierenden Frauen bald ein sichtbarer, nach aussen vertretener Teil der Universität sein würden. Man hatte für diese neuen Bauten den Stil aus der Zeit der Königin Anna gewählt und es klug vermieden, das neue Kollegium als eine Nachahmung der Männercolleges aus dem Mittelalter und der Tudorzeit hinzustellen. Newnham, inmitten seiner Gartenfläche, sollte den Eindruck eines behaglichen, aber in grossem Stile gebauten Privathauses machen; es sollte weder etwas Kasernenartiges, noch etwas Historisches haben, sondern eine Stätte voll Luft und Licht sein, wo in der Gegenwart ernster und grosser Vergangenheit gesunde und tüchtige Menschen sich für das Leben heranbilden.

Der so ganz intime Verkehr mit den Lehrern, das innige Zusammenleben mit Miss Clough und den ersten Genossinnen hörte mit der Uebersiedelung nach Newnham freilich auf. Andere Vorteile aber wurden dafür gewonnen. Die inzwischen gegründete »Gesellschaft für höhere Mädchenschulen« setzte sich mit der Universität in Verbindung und schnitt ihre Programme genau auf das akademische Studium zu. Dadurch wurden Latein und Mathematik in den englischen Mädchenschulen obligatorisch. Des weiteren wurden auch drei verschiedene Prüfungen für ihre Zöglinge festgesetzt. Die ersten beiden Prüfungen, das Junior- und das Senior-Examen, sind Ausweise über allgemeine Bildung, etwa wie die einer ersten deutschen Mädchenschulklasse mit Hinzurechnung des Lateinischen und der Mathematik; das dritte, Higher-Local genannt, weil es in allen grösseren Städten abgelegt werden kann, ist schon eine Fach-

prüfung, die man in drei selbstgewählten Gruppen abzulegen hat. Dieses Examen, das dank seiner Beschränkung auf drei Gegenstände grössere Tiefe verbürgt, vertritt einerseits die Rolle des deutschen Abiturientenexamens, andererseits die des Seminarexamens. Das Higher-Local muss bestanden haben, wer die Universität beziehen und sich dort für das Staatsexamen vorbereiten will. — Dieses feste Gefüge nahmen die englischen Schul- und Studienverhältnisse selbstverständlich nicht mit einem Male an. Jahre vergingen darüber; indessen wuchs Newnham und vergrösserte sich innerlich wie äusserlich, es gewann Freunde im ganzen Königreich. Der Augenblick kam, wo die Universität Cambridge beschloss, ihre Mitglieder, ihre Würdenträger und alten Herren, so viel ihrer in Grossbritannien verstreut waren, zusammenzurufen und in öffentlicher Verhandlung beraten und abstimmen zu lassen, ob Newnham als Teil der Universität und die Frauen als rite immatrikuliert und als Studenten von Rechtswegen zu betrachten seien. Ihnen den akademischen Grad und alle daraus folgenden Rechte zu erteilen, lehnte man auch damals noch ab.

Und am anberaumten Tage kamen sie, die Cambridge-Männer. Die jüngeren, Feuer und Flamme nach der einen oder anderen Seite; die älteren wohlwollend oder würdig ablehnend; die ältesten aber, ehrwürdige Herren aus weltfernen Pfarreien der Staatskirche und behäbige Landadvokaten, erkannten ihr Cambridge, die Männerstadt ihrer Jugendzeit, nicht wieder. Welch' prächtiger Gegenstand für den Humoristen bot diese Versammlung! Man kann sich wohl denken, mit welcher Spannung die Frauen in Newnham die Entscheidung erwarteten. Von dem Senatshaus an war eine Kette von Posten aufgestellt, die einen fortwährenden Botendienst mit Newnham unterhielten. Der eine rief dem andern die Stimmenzahl des Für und Wider zu; eine Botschaft folgte der andern auf dem Fusse, selbst die befreundeten Professoren verschmähten nicht, im Eilschritt Nachricht zu bringen. Mit der endlichen Siegesnachricht aber kam jauchzend eine der Newnhamer Studieren-

den angesprengt: sie hatte auf ihrem Pferde an der äusseren Stadtgrenze gewartet, um kein Aufsehen zu erregen, dann aber im Galopp den ländlichen Weg bis Newnham durcheilt: »Viktoria, Miss Clough, nun sind wir Universität.« Wenige Augenblicke später wehte eine Fahne vom Dach und die grosse Spannung löste sich in Jubel.

Seit jenen Tagen hat Newnham sich stetig vergrössert. Es hat jetzt vier grosse Gebäude, unter vier verschiedenen Leiterinnen, von denen Miss Clough nach wie vor die erste, Miss Helen Gladstone, Tochter des früheren Ministers, die zweite Stelle einnimmt. Eine weitere Folge der nun zwanzigjährigen Universitätserrichtung ist, dass sich für Newnham eine Zahl weiblicher Professoren gefunden haben, die, wie ihre männlichen Kollegen, im College selbst wohnen. Auch als Faktor des öffentlichen Lebens hat sich die Frauenuniversität eingebürgert: berät eine Familie über die Zukunft der Töchter, so wird ein Studium in Newnham dabei mit in Betracht gezogen. Die einen betrachten den Besuch der Universität als Abschluss einer gründlichen, humanistischen Bildung; die anderen gehen auf Fachstudien und Broterwerb aus. Die Schlichtheit aber ist Newnham, im Gegensatz zu Holloway, auch noch nach seinem Siege geblieben. Der Newnhamer Student hat ein mittelgrosses, geweisstes Zimmer als Behausung, während Holloway einem jeden Wohn- und Schlafzimmer getrennt bietet. Die Mädchen von Newnham haben eine Vorliebe für einfache Kleidung; sie haben eine Bewegung, die auf schlichte aber geschmackvolle Moden hinging, unterstützt und der Typus des Newnhamer Studenten hat etwas Gesundes, Offenes und Ehrliches. Newnham aber hat auf diese Art einen neuen Schlag Frauen erzogen, indem es mit Nachdruck die selbständigen Elemente des Frauencharakters betonte, zugleich aber mit weiser Beschränkung die Anmut und das Mass zu bewahren wusste.

Inzwischen sind auch die Resultate der Prüfungen glänzendere geworden; nach zwanzig Jahren ehrlicher Arbeit kam

Philippa Fawcett, welche in der Mathematik alle ihre männlichen Collegen geschlagen hat. Daher kommt denn, wenn ein guter Newnhamer sich die Geschichte seines Colleges überdenkt, ihm eine stille Zuversicht in das Gemüt: es wird schon werden. Und das gleiche drückt sich in einer kleinen Geschichte aus, die dort passierte. Es war um Weihnachten, wir sassen mit Miss Clough am Kamin und versuchten gerade unseren Witz an einem neuen Spiel, Ähnlichkeit und Unterschied zwischen einem gegebenen Abstrakten und einem Konkreten zu finden. Jemand gab auf: »Die Wellen und der Widerstand gegen die Frauensache!« Da blitzten Miss Clough's Augen und sie antwortete: »Der Unterschied? Die einen sind kalt, der andere war heiss. Die Ähnlichkeit, beide sind vergänglich.«

Zur Zeitgeschichte.

Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung. 1. November 1892.

Wir haben es freilich heute schon sehr weit gebracht — bis in die Sterne weit — trotzdem hat die Vergangenheit mit all ihrer »Barbarei« noch immer einen gewissen Reiz für uns, und so kommt es, dass sich manchmal eine moderne Hand in irgend einen alten Schweinslederband verirrt; man blättert, liest, stutzt, ist gefangen und fragt sich zuletzt: wer sind eigentlich die Barbaren, die Menschen der Vergangenheit oder wir? Denn haben wir schon Eisenbahn und Telegraphen, über die unsere Altvordern staunen würden, so haben wir doch auch Entwürfe zu sogenannter Volksschulreform, Vorschläge von »Preussischen Vereinen« und Anschauungen vom Wesen der Frau, die unsere Vorfahren gleichfalls in Staunen setzen würden.

Unsere Vorfahren? Nun ja; sie sind zwar nun bald durch vier Jahrhunderte von uns getrennt, sind aus der Zeit des grossen Lichts, der Renaissance, sind Humanisten

gewesen. In vier Jahrhunderten aber kann freilich das grösste Licht zum Stümpfchen herabbrennen, kann die kräftigste Wiedergeburt dem Tod verfallen, können auch die Nachkommen von Humanisten wieder Barbaren werden. Immerhin aber bleiben jene unsere Vorfahren, und zu ihnen gehörte auch Erasmus von Rotterdam, der feinsten Köpfe und der gründlichsten Gelehrten einer. Und er ist es, der angiebt, seinerzeit den neuen Wissenschaften die grössten Dienste geleistet und dafür von den »Barbaren« grosse Verfolgung erlitten zu haben. Armer Erasmus, solche Barbaren gab es also damals schon! Im übrigen glaube ich, hat die Geschichte das Urteil des Erasmus über sich bestätigt, er ist also ziemlich zuverlässig, und man kann ihn einmal wieder zu Worte kommen lassen.

Unter anderen Dingen hat besagter Erasmus nämlich eine Reihe lateinischer Gespräche verfasst, er nennt sie Colloquia familiaria, weil darin auf gemütliche Art allerhand bekannte, allgemein interessierende Gegenstände behandelt werden; auch das Latein, in dem sie geschrieben, ist familiär — Cicero im Hausrock. — Bekäme ein Barbar von heute diese Gespräche in die Hand, er würde den Erasmus ganz ebenso hassen, wie seine Vorbarbaren diesen freien Geist gehasst haben. Um den Beweis für diese Behauptung nicht schuldig zu bleiben, will ich in freier Übersetzung einige Grundanschauungen des alten Humanisten wiedergeben.

Er lässt da einen Abt und eine gelehrte Frau sich unterhalten — beiläufig gesagt, Erasmus hatte, und aus Gründen, einen Zahn gegen die Geistlichkeit seiner Epoche. — Der Herr Abt erscheint im Hause der Gelehrten — die übrigens eine verheiratete Frau ist — und sagt: »Wie sieht denn das hier aus?«

Die Gelehrte: Findest du es nicht elegant?

Der Abt: Ich weiss nicht, ob man das elegant nennt, jedenfalls darf es bei einem Mädchen oder einer Frau nicht so aussehen.

Die Gelehrte: Warum denn nicht?

Der Abt: Es steht hier ja alles voll Bücher.

Die Gelehrte: Nun, und warum missfällt dir das?

Der Abt: Weil das Weib es sich an Nadel und Kochtopf genügen lassen soll.

Die Gelehrte: Sie muss aber doch auch das Haus verwalten und die Kinder erziehen?

Der Abt: Allerdings.

Die Gelehrte: Und du meinst, sie könne eine so grosse Aufgabe ohne Bekanntschaft mit der Weisheit erledigen?

Der Abt: Nein.

Die Gelehrte: Nun, diese Bücher sind es, die mich die nötige Weisheit lehren.

Der Abt: Es ist aber ungewöhnlich, dass Frauen Bücher lesen, und nun gar lateinische und griechische. Die Welt sieht es nicht gerne.

Die Gelehrte: Sprich mir von der Welt! Ist nicht ihre grösste Wonne, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen? Komme mir mit der Gewohnheit, der Feindin allen Fortschritts! Die Stimme der Edelsten der Nation soll man hören, dann wird das Ungewohnte Gewohnheit werden, das bis dahin »Unziemliche« für schicklich gelten, und was gestern Irrtum war, wird morgen Wahrheit sein.

Der Abt: Weisst du, das Gehirn der Frau ist solchem Studium aber nicht gewachsen; ihr bekommt Gehirnschwund davon.

Die Gelehrte: Inwieweit dies bei dir schon der Fall ist, will ich nicht untersuchen; jedenfalls gedenke ich meine Kräfte lieber dem Studium zu weihen, als sie, gleich dir, in Festen und Zechgelagen zu vergeuden.

Der Abt: Ich mag aber keine gelehrten Frauen.

Die Gelehrte: Wie freue ich mich, dass mein Mann dir nicht gleicht; wir sind uns gegenseitig durch das Studium nur noch lieber geworden. Und sieh, gelehrte Frauen sind nicht so selten, wie du meinst: in Italien haben wir z. B. einige von vornehmer Geburt, die sich mit den Männern

messen können. Kurz, wenn ihr euch nicht in acht nehmt, so kommt es zuletzt noch dazu, dass wir in euren theologischen Schulen auf dem Katheder sitzen, dass wir in den Kirchen predigen und eure Bischofsmützen tragen werden.

Der Abt: Davor bewahre uns Gott!

Die Gelehrte: O nein, an euch ist es, euch davor zu bewahren. Hast du vielleicht einmal ein Stück aufführen sehen? Nun, dann weisst du auch, dass man entweder seine Rolle ausführen muss, oder sie wird einem anderen übertragen. Merke dir das!

The Marriage Prospects of the Modern Woman.

Rede, gehalten auf dem Internationalen Frauen-Kongress in Chicago, am 17. Mai 1893.

Ladies and Gentlemen!

It is the marriage prospects of the modern woman in Germany that I shall discuss before you.

The marriage prospects of every woman depend as a rule upon three circumstances, the first of which is the number of eligible men living in the country. In this respect the German women are not particularly favored, for their number exceeds that of the men by a round one million and a half, so that it is impossible for every German woman to marry, unless we institute polygamy, put a tax on bachelors or forbid young men to emigrate.

The second circumstance upon which the marriage prospects of a woman depend is the more or less facility her countrymen find in founding a household of their own and

supporting a family. In this direction the prospects of the German woman are not bright. All over Germany you will hear the same complaint, these wants are great, money and employment scarce, no new openings to be found, the struggle for life harder than ever, and the possibility of making both ends meet less than before. Under these circumstances the number of marriages is likely to decrease and it actually is decreasing.

I come to the third point to be considered. It is of a less material character than the two preceding ones, but of still more vital interest. It refers to the views the two sexes hold on marriage in general, and the ideal type they expect one another to live up to.

Now what is, as a rule, a German man entitled to expect his wife to be? The answer is very short. His inferior, but a pleasant one; and inferior that at the same time is a lady, meets with all the outward marks of respect due to a lady, and yet in all the important questions of life remains an inferior. — This is no exaggeration.

Consult the church in Germany — she says: The Christian wife is an obedient wife.

Consult the German law — it says: The German wife, as a person being supported by her husband, has in all outward circumstances to submit to his will, and in affairs of importance may not act without his permission.

Consult the army as the most privileged and most highly considered class of German society — it will answer: A wife is a very pretty, agreeable and lovable object, but incapable of doing military service and therefore inferior to man.

Consult the men of science, and except some of broader views, they will pretend, even should it be into the teeth of fact, that a woman is incapable of thorough work, high intellectual training, and high intellectual achievment.

Consult German Government — it has hitherto shut woman out from the university as a student, from the upper classes of girls' high schools as a teacher, from the school

board, the advisory councils, all public affairs, and all public functions. A German woman is no citizen.

Consult the German Press — and except some liberal papers and reviews, exceptions to the rule for which we are most truly thankful, it but reechoes the judgments quoted above, and even liberal-minded editors of great liberal papers are taken aback at the idea of a woman's discussing political economy and politics.

Consult German Literature — and you will find it knows only of one relation between men and women, the relation through love and passion. The relation through thought, opinion, work and the modifying influence of these on love or passion seem to have been perfectly unknown hitherto.

Then, after having consulted all these authorities, address yourself to an average German man on the point of getting married, and ask him what he expects his future wife to be. I think he will answer: »Pretty and gay, ignorant of life, able to follow me in my thoughts, but by no means independent.«

Now, a modern woman may be pretty and she may be gay, but she is never ignorant of life and always independent, therefore her marriage prospects in Germany, and all the countries sharing the German ideal, are poor.

Hitherto a German woman on the average had but one way of being happy, useful, and respected, — through marriage, through man, and she could attain this without a special training of her faculties, or a thorough development of her character.

A modern woman, on the contrary, does not consider marriage as her inevitable fate; nor is she convinced that it is every woman's chief gift or disposition to fulfill the duties of a wife and a mother; nor does she believe that without a special training of her faculties and a thorough development of her character a woman can be able to fulfill these duties as they should be fulfilled.

She therefore asks as her right, considers as her personal duty, considers as a general necessity, that a woman should in the first place be a character and full-grown personality; that she should, secondly, make sure of her chief gift or capacity, and train it, so as to know what regular work means and be able to support herself.

Then, having obtained this, she asks for the liberty to choose marriage, if she feels particularly disposed towards it, and to refuse it, if she sees another way of being more happy, or more useful to the world; and this latter decision she wants to be allowed to make without being pitied by the world or blamed for it.

A modern woman having thus developed her brain and her will, there is still one quality she cannot do without — a warm heart. She must have a feeling of fellowship towards all other women, pulling, so to speak, at the same rope with her; the wish to help all those, who striving in the same direction with her, may be less gifted or less fortunate than she; to help all those who, losing courage, have ceased to fight. Unless she have the backbone of a conviction, the desire to stand with others for a cause, and to claim justice, she is no modern woman.

I now repeat my question: Is this modern woman the wife her German countrymen expect? And I make the same answer as before, No, she is not, and therefore her marriage prospects in Germany are poor.

Though the modern woman knows that marriage in the present actual state of development in Germany is not meant for her, yet she is not at all averse to marriage in itself.

Being a full-grown and fully developed woman, she is perfectly capable of love, of passion and devotion. She does not pride herself on being insensible to love, nor affect a lofty and ridiculous disdain of men in general. On the contrary, knowing how hard it is to develop a character, and how much it has cost her to make her way, she will fully appreciate

a man who, having done the same, expects the like from her; a man with whom she may share her ideas, thoughts, and feelings, her experiences, her tendencies, perhaps even her profession; whose comrade she will be as well as his wife; for the modern marriage, in spite of the rapture, love, and passion attached to marriage, is based in the first place on comradeship and mutual understanding.

Unless the modern woman find a man to appreciate her strength of will and tenacity of purpose, as she does his; unless he admit her on a footing of perfect equality, for the simple reason that she is his equal; unless she can be sure of finding all this in a husband, I think she will not marry.

She supports herself, and so does not want to marry in order that she may be provided for. She is fond of her work, absorbed by it, makes friends by it, is respected for it, and so need not marry in order to obtain the regard due to a useful member of society.

That at times she will suffer from being alone, that she will have her hours of temptation, of depression, the modern woman is far too upright to deny. Yet, so far as I can see, a character of this stamp, will cherish liberty above all, and will be happier still when living alone, free to think, to feel, and act as she likes, than if, having married (for marrying's or passion's sake) a man she does not thoroughly agree with, feels bored by his presence all her life.

And the modern woman begins to be rather easily bored. Hitherto women were taught to look up to men, and on the whole, they have done so. Now this innate feeling of respect for a man as such is more and more declining in the soul of the modern woman, and this change I consider most decisive for the marriage prospects of our sex. It is not a change one can rejoice in, it is very painful to realize; for who would not prefer admiring, venerating with all his heart, to blaming, judging, and condemning?

Yet this change from innate respect to downright diffi-

dence, is actually coming about. It cannot be avoided, for it is the natural result of the modern woman's deepening experience of life — of her knowledge of the realities of the world. It is this knowledge that mostly estranges woman from man. For a woman that has come to know by direct, personal experience what this world is actually like, what she may meet with, in spite of being a lady, when trying to make her way by herself and going out unprotected by a great name or a chaperon; a woman who has come to realize that there are two moral standards, and that what is morally wrong for her, is allowed to men; a woman that has looked into the depths of society, understood its sham and its shame — such a woman is not likely to consider men as her superiors nor to be satisfied with the world as it stands. From her own experience, her own reflection a quiet, concentrated but very earnest protest is rising, a protest against the world as it is. And taking into account her character, how could it be otherwise?

Considering, however, the views of the German husband this state of affairs can but displease him. For women leading independent lives, holding certain decided views, women with ideas and principles, women who, before marriage have taken to their own wings and made their way in the world; women judging men and asking them to account for various very unpleasant things in the world; such women are, in Germany at least, still a great, a very great and startling innovation, and therefore, I repeat, their marriage prospects are bad ones. Things will not always remain like this. The modern woman is highly organized; the weather all over Europe is black, and times of storm and stress are always favorable to the rising types. Let the modern woman stand the test of troubles now threatening, and she will see her claims admitted; let her exemplify the survival of the fittest, and she will be respected; let her be a woman, with all her independence, and she will be desired. Until

the times come when the modern woman shall meet the modern man, we have to work, to sow and plant with a never-resting hand that there should grow great characters for the world, characters able to grapple with the problems at issue; it is characters we want, for as Walt Whitman says, — »Have great men and the rest will follow.«

Der internationale Frauenkongress in Chicago.

Nationalzeitung. 25. Juni 1893.

Chicago war in der Woche vom 15. bis 23. Mai das Herz und der Kopf der Frauenwelt, es ging dort ein Zusammenfassen vor sich, ein Verschmelzen von verwandten Elementen, eine Organisation der Kräfte, wie man sie nie zuvor gesehen. Damit war zugleich ein starkes Hervortreten weiblicher Persönlichkeiten und weiblicher Forderungen verbunden, wie man sie bisher auch noch nicht gekannt hatte. Die europäischen Delegierten, die bisher die Erfüllung ihrer Ideale erst von dem tausendjährigen Reich erwarteten, haben bei den Verhandlungen oft mit ungläubigen Europäeraugen auf diese neue, kühne Welt geblickt.

Die Sitzungen des internationalen Kongresses fanden im Art Palace statt, der dicht am Michigansee gelegen ist. Zur Zeit des Kongresses waren dort viele Thüren noch nicht in ihren Angeln, manche Wände noch unbekleidet, der Schutt lag vor der Front, der Asphalt der Auffahrt wurde erst gegossen, die Gartenanlagen waren öde und leer. In diesem halbfertigen Gebäude waren dann aber wieder ganz fertige Räume mit herrlichen Kunstwerken geziert, mit Gemälden, Statuen und antiken Büsten, die seltsam von der modernen Umgebung abstachen. In den beiden Hauptsitzungssälen, der Columbus- und der Washingtonhalle, war der bunte Flaggenschmuck aller

Nationen angebracht; das Sternenbanner, die schwarz-weiss-rote Fahne, der Union-Jack, der züngelnde Drache von Japan und andere Banner bedeckten die Holzwände. Diese beiden Hallen, von denen jede etwa 3000 Zuhörer fasste, waren morgens und abends bis auf den letzten Platz gefüllt, ganz so wie die zahlreichen anderen Säle, in denen die Sektionen arbeiteten. An einem Tage haben gleichzeitig wohl dreiundzwanzig Sitzungen stattgefunden, aber weder das Publikum noch die Rednerinnen erlahmten.

Dass dem so war, lag an der Atmosphäre, die diesen Frauenkongress umgab. Sie lässt sich am ersten mit dem Worte »Wohlwollen« beschreiben und zwar Wohlwollen des einzelnen, der Masse und der Presse. Die Neugierde hatte dabei allerdings auch ihr Wörtchen mitzusprechen, besonders an dem Abend, als die Frauen der amerikanischen Bühne, die Lieblinge des amerikanischen Publikums, als Rednerinnen auftraten — immerhin war Neugier auf die Dauer nicht das Hauptmotiv, denn auch die Sprecherinnen, die nicht der Bühne angehörten, wurden an demselben Abend mit Teilnahme empfangen, mit Aufmerksamkeit gehört, und der grössere Teil des Publikums kam bei dieser Versammlung, wie bei den anderen, doch aus Interesse an der Sache und an den führenden Persönlichkeiten, deren Leben und Lebensarbeit es seit Jahren verfolgt hatte.

In der geistreichen und energischen Mrs. Sewall sah das amerikanische Publikum die Frau, welche durch ihre Thatkraft und Lebendigkeit, durch ihre weitreichenden Sympathien und Verbindungen einen Hauptanteil am Zustandekommen dieses Kongresses hatte; es begrüsste sie mit Beifallklatschen, sowie sie erschien, es hörte ihr zu, es liess sich von ihr schelten, es steckte manche Zurechtweisung ein, wie ihr behender, immer schlagfertiger Witz sie Mrs. Sewall eben im Augenblick eingiebt; es gehorchte zuletzt ganz willig dem Wink des Hammers in ihrer Hand, der in Amerika der Glocke des Präsidenten entspricht. Das Publikum beugte sich aber

nicht nur unter dieser energischen Hand, sondern folgte auch willig dem stilleren Einfluss von Mrs. Rachel Foster-Avery, diesem Muster von Weiblichkeit, die, obgleich Familienmutter, doch während des letzten Jahres ihre Feder unablässig in den Dienst des Kongresses gestellt hatte. Am begeistertsten aber war das Publikum, wenn Susan B. Anthony auftrat. Sie war nebst ihrer Freundin Elizabeth Kady Stanton vor etwa vierzig Jahren die erste, welche an die Emanzipation der Frauen dachte, war Vorkämpferin für das politische Stimmrecht, für die höhere Ausbildung der Frauen und die Reform der weiblichen Kleidung. Heute ist sie die populärste Frau in Amerika, zweiundsiebenzig Jahre alt, nach deutschen Begriffen eine Greisin, eine alte Jungfer, die ihren Beruf verfehlt hat; nach amerikanischen Begriffen eine Heldin, die trotz Hohn und Spott auf ihrer Sache bestehend, anfängt, heute zu ernten, was sie mühevoll gesät hat. Sie ist eine hagere Gestalt, mit weissem Haar, scharfen Falkenaugen und einem wunderbaren Mund: so sehen Menschen aus, die einsame Wege gegangen sind. Ausser dem Zug der Entschiedenheit aber spielt oft ein gutmütiges Lächeln um ihre Lippen, als ob sie die Thorheit der Menschen gewöhnt sei und heute darüber nicht mehr zürnen könne.

Es ist unmöglich, die Namen aller führenden Amerikanerinnen zu nennen, die sich an den allgemeinen und den Sektionsversammlungen beteiligten; unmöglich, alle diese interessanten Persönlichkeiten eingehend zu schildern. Nur was für deutsche Verhältnisse und Zustände ganz neu ist, möchte ich erwähnen, und mag dann jeder über die verschiedenen Bestrebungen denken, wie er will, Thatsache ist, dass sie in Amerika bestehen, organisiert sind und auf dem Kongress kraftvoll in die Erscheinung traten.

Neu für deutsche, ja auch für europäische Verhältnisse, war die Anwesenheit eines weiblichen Predigers in der Versammlung. Die »Reverend« Annie Shaw ist unverheiratet und hat die Theologie zum Beruf erwählt; in Gegenwart

von achtzehn weiblichen Predigern der verschiedensten Bekenntnisse, hielt Annie Shaw am Sonntag den 21. Mai vormittags die Pfingstpredigt. — Sie selbst ist in einer Methodistengemeinde zur Predigerin ordiniert worden; ihre Kollegin, die die Liturgie las, war freireligiösen Bekenntnisses; die Versammlung selbst war von jeder Schattierung des Glaubens und des Unglaubens. — Annie Shaw, in ihrem schlichten, schwarzen Talar, sprach vor dieser Versammlung aus, was wir gewöhnt sind, aus dem Munde unserer Weltweisen zu hören, was wir als das Vermächtnis Lessing's, Schiller's und Goethe's betrachten, was aber in unseren Kirchen, in moderne Form gekleidet, noch wenig Eingang gefunden hat: wir glauben all' an einen Gott, und die Liebe vereinigt uns alle. Den »einen Gott« aber überliess die Methodistin, jedem auf seine Art zu fassen. Annie Shaw war übrigens ein Liebling des Kongresspublikums, weil sie im Besitze einer warmherzigen Persönlichkeit ist, die Menschen kennt und heiter und ernst zugleich mitten im Leben steht. Ihre Herrschaft über das Wort, ihr bereitwilliges Einspringen, wenn es galt, unvorhergesehene Pausen auszufüllen, gewannen ihr schnell die Herzen.

Diese Herrschaft über das Wort, von einer heiteren und zugleich imposanten Persönlichkeit getragen, besass auch Mrs. Ellen Forster. Sie ist Rechtsanwalt, Partner ihres Mannes, und hat bereits bedeutenden Einfluss auf die Durchbringung von Gesetzen ausgeübt. Zum Dank dafür hat man ihr bei einem bestimmten Anlass einmal das Haus über dem Kopfe angesteckt. Aber sie scheint den Humor darüber nicht verloren zu haben und geht ihren Weg sicher und gelassen weiter, als Anwalt, als Berater, womöglich als Freund der Gesetzgeber. Denn Einfluss auf die Gesetzgebung, direkte Vertretung ihrer Interessen und ihrer Anschauungen — das ist es, was die amerikanischen Frauen heute im Namen der Gerechtigkeit verlangen. Sie haben Vereine für Frauenstimmrecht, sie haben die Temperenzgesellschaft gebildet, welche die gleichen Ziele verfolgt, wie dieselben Gesellschaften auf dem Kontinent, nur

mit dem Unterschied, dass der amerikanische Verein ausschliesslich aus Frauen besteht. Sie haben die Gesellschaft zur Hebung der Sittlichkeit gebildet und erklären sich offen gegen die heute bestehende, doppelte Moral für Mann und Weib. — Es war ein Anblick, den wohl keine der Anwesenden vergessen wird, diese edlen Frauen auf der Rednertribüne ernst und taktvoll besprechen zu sehen, was in Europa unter Kampf und Zorn erst langsam anfängt, von wenigen verstanden zu werden: dass nichts der Frau zugefügt werden kann, was nicht der ganzen Menschheit schadet; dass die Welt ohne die Frau regieren wollen, eine Maschine auf halbe Kraft stellen heisst; dass, was man die »Sphäre« der Frau nennt, kaum eine kleine Hemisphäre gewesen ist.

Jeder, der sich mit Fragen der Sittlichkeitsreform beschäftigt hat, weiss, dass diese Frage nur da ernst angegriffen werden kann, wo die Frau als Arzt thätig ist. Das ist sie in den Vereinigten Staaten, und die Reihe bedeutender Frauen des Kongresses wäre unvollständig, sollte der Namen von Dr. Stevenson unerwähnt bleiben. Dr. Stevenson hat das Vorrecht genossen, unter Professor Huxley's Leitung zu studieren und zu arbeiten. Sie ist heute Frauenarzt in Chicago und hatte auch während des Kongresses ihrer Praxis nachzugehen. Deshalb war die stattliche Gestalt, das kluge, anziehende Gesicht nicht so häufig zu erblicken, wie man gewünscht hätte, aber im Geist ist Dr. Stevenson wohl stets mit uns gewesen.

Um diesen Kern leitender Amerikanerinnen gruppierten sich nun die ausländischen Abgeordneten. Kanada war am stärksten vertreten, mit etwa fünfzehn Delegierten, Deutschland mit sechs, Frankreich mit zwei, England mit fünf, Dänemark und Schweden mit je zwei; und zwar hatte die schwedische Regierung mit ausdrücklicher Zustimmung des Königs die Gräfin Thorberg-Rappe als offizielle Abgeordnete zur Teilnahme am Frauenkongress geschickt; Finnland hatte zwei jugendfrische Delegierte, Frau Nordquist und Fräulein Toppelius, Griechenland die liebenswürdige Frau Parren, eine Vertraute der Kron-

prinzessin, Italien und Böhmen stellten je eine Vertreterin, von denen letztere, Frau Humbal-Zeman sich durch ihre vollendete Beherrschung der englischen Sprache auszeichnete; die Russin hatte nicht kommen können und die Spanierin war noch auf See. Brasilien aber war vertreten, Syrien und Indien, letzteres leider nur auf dem Papier, denn Pundita Ramabai, die Vorkämpferin der indischen Frauen, hatte es für richtiger gehalten, auf ihrem Posten in Indien selbst zu bleiben.

Es ist schwer, einen Begriff von dem warmherzigen Empfang zu geben, den diese Delegierten in Chicago fanden. Während der Dauer des Kongresses waren sie die Gäste des National-Council, einer Vereinigung amerikanischer Frauen, der Vertreterinnen von vierzehn grossen, nationalen Frauengesellschaften, die sich die Pflege aller gemeinsamen Frauensachen, der einheitlichen Organisation und der gegenseitigen Duldung zur Hauptaufgabe gemacht haben. Das Hôtel Palmer-House war zum Hauptquartier der Abgesandten ersehen, und das fröhliche Treiben dort, das Sprachgewirr, das Anknüpfen und Bekanntwerden war ebenso fesselnd wie fruchtbringend. Über den Kreis des National-Council, über die Mauern von Palmer-House hinweg aber wirkte diese Sympathie. Mochten die Delegierten gut oder schlecht, englisch oder ihre Muttersprache sprechen, das Publikum der Versammlungen freute sich stets in gleichem Masse an den Persönlichkeiten; es sah darin ebensoviele Zeichen freundlicher Beziehungen von Volk zu Volk und lauschte eifrig auf die Berichte aus fremden Ländern. Man sah den internationalen Gedanken gleichsam wachsen, sich wie eine Kette von Händen zu gemeinsamer Arbeit zusammenschliessen. Den Amerikanerinnen verkörperten die Europäerinnen das Weltumfassende der Frauenbewegung; den Europäerinnen gab wiederum Amerika die Gewähr einer Verwirklichung der kühnsten Hoffnungen und Träume. In diesen Tagen des Schwungs und der Begeisterung hat gewiss manche der europäischen Delegierten sich in ihrer tiefsten, durch Erfahrungen und Enttäuschungen zahm gewordenen

Seele gefragt: ist dies alles nicht ein Traum? Giebt es eine solche Sympathie der öffentlichen Meinung? Ist es möglich, dass Persönlichkeit und Eitelkeit so ganz zurücktreten und jeder den andern gelten lässt? Und in ihrem Wunsch klar zu sehen, hat sie sich dann vielleicht an eine derjenigen Frauen, die ihr besonders ruhig und gesetzt erschienen, mit der Frage gewandt: Beruht dies alles auf Thatsachen? Liegt unter diesen Worten ehrliche Arbeit? Macht man nicht nur Phrasen und berauscht sich an ihnen? — Und es war wohl der schönste Augenblick des Kongresses, wenn dann die Antwort kam: »Man übertreibt hier nicht, die Frauen, die für die Sache einstehen, arbeiten mit ganzer Seele und meist uneigennützig. Sie wissen, dass sie zum Teil nicht für sich, sondern für die Zukunft arbeiten. Freilich auch wir haben mit Eifersucht und persönlichen Unarten zu kämpfen, auch bei uns gelingt es klingenden Schellen manchmal die besseren Instrumente zu übertönen; aber die öffentliche Meinung fängt an, sich energisch für die Besten zu entscheiden, und unsere Frauen sind im allgemeinen neidlos und gütig gegeneinander.« Fügt man dazu noch das Wort von Mrs. Potter-Palmer: »Nicht Unabhängigkeit, sondern Verantwortlichkeit sollen Frauen lernen«; fügt man das Axiom des Kongresses hinzu: »Ihr könnt die Welt nicht ohne uns regieren, noch vollenden« und verbindet man damit den Schlussgedanken der Versammlung, in jedem Lande eine Vereinigung der verschiedenen Frauenvereine anzubahnen und die Ausschüsse dieser nationalen Verbindungen endlich in einen internationalen Verein zusammenzufassen: so hat man ein Bild dessen, was der internationale Frauenkongress in Chicago bot.

Freilich, einen Begriff von dem Leben dort kann keine Feder geben. Wie könnte man die vielen schönen Frauen, wie diese stattlichen Gestalten in reichen, bunten Gewändern, diese durchgeistigten Gesichter, diese Freiheit und Anmut der Bewegung, mit der Feder wieder heraufzaubern? Es waren durchgehends Charakterköpfe, die dort auftauchten, Charakter-

köpfe jedoch ohne das gesucht Männliche, das man den »emanzipierten Frauen« vorwirft, es war ein neuer Typus. Auch von der amerikanischen Beredsamkeit ist es schwer, einen Begriff zu geben. Sie ist durchaus persönlich, ohne jeden künstlichen Anstrich, die Rednerin giebt sich auch auf der Plattform als ganze, runde Individualität, die keinen Einfall, keine Anzüglichkeit unterdrückt. Der Augenblick giebt es, der Augenblick wird benützt. Deshalb hat das amerikanische Publikum mit seinen Lieblingen auch solche warme Fühlung; es nimmt niemandem für ungut, wenn er seine eigene Lebensgeschichte vor versammeltem Volk zum besten giebt; dadurch erhält die Rede Farbe und die Versammlungen etwas Urwüchsiges.

Urwüchsig, von Herzen kommend, war auch die Art der Gastfreundschaft, die den Delegierten erwiesen wurde. Es war nichts Seltenes, dass ansässige Chicagoer eine Rednerin, die sie gehört, und an der sie Gefallen gefunden hatten, auf der Strasse anredeten und sie baten, eine Einladung anzunehmen und einen Abend in der Familie zu verleben.

Eine der buntesten Seiten des Kongresses waren daher die Empfänge und geselligen Vereinigungen. Verschiedene Frauenklubs von Chicago, die Damen des National-Council und die Vorsitzende des Kongresses, Frau Potter-Palmer, hatten Einladungen zu solchen Zusammenkünften an die Kongressmitglieder ergehen lassen. Und jede dieser Gesellschaften war ein farbiges Bild selbstbewussten Frauentums. Jede Gesinnung, jede Nationalität, jede Art von Individualität waren dort vertreten. Auch jede Art von Toiletten, von den kostbarsten bis zu den schlichtesten. Der Empfang bei Mrs. Potter-Palmer war besonders gelungen. Jedes Zimmer des Hauses ist ein Juwel und das Haus selbst ein Schmuckkasten. Mit seinen braunen Steinquadern und hellen Fenstern blickt es auf den Michigansee; ein Garten in das zögernde Grün des amerikanischen Frühlings, der eigentlich ein Spätling ist, gehüllt, trennt es von der Strasse, der Lärm von Chicago tönt hier schon etwas ferner, aber ringsum all' das Unfertige in Mauern und Gebäuden, in

Grund und Boden, lässt nie vergessen, dass dies Haus auf amerikanischer Erde steht, in der neuen Welt, die alle Elemente der alten herbeigezogen hat, die ein unermesslicher Schmelztiegel aller Gegensätze ist, die Retorte der Zukunft, ein Land, von dem es in einer seiner Nationalhymnen heisst: »Die Welt zu heiligen, sind andere gestorben, die Welt befrei'n, sei unseres Lebens Ziel!«

Das Frauengebäude auf der Chicagoer Weltausstellung.

Frauenwohl. 1. u. 15. September 1893.

Dieses Gebäude ist im italienischen Renaissancestil gedacht und zum Teil auch ausgeführt worden; mit seinen unteren Stockwerken, blumengeschmückten Gallerien, macht es den Eindruck eines heiteren, ausgedehnten Landhauses; dann tritt im dritten Stockwerk der Plan, der Gedanke zu sehr in den Vordergrund und die Ausführung bleibt zurück. Die Säulen, welche auf den beiden Seitenflügeln den Bau abschliessen sollen, sind zu dürftig geraten. So lieblich sich auch die weissen Gruppen, die darauf ruhen, von dem blauen Himmel abheben, sie betonen das Missverhältnis des schwachen Säulenbaues mehr, als sie davon ablenken. — Dennoch ist das Frauengebäude nicht hässlich, und der Frau, welche es entwarf und erbaute, soll nichts von ihrem Verdienste als Bahnbrecherin genommen werden. — Dazu ist es im Grunde ja gar nicht einmal klug, dem in seiner Schätzung der Frauenarbeit noch schwankenden Publikum einzugestehen, dass dieser Bau dem Laien nicht vollendet erscheint, und der weibliche Berichterstatter, scheint es, sollte lieber über das Mangelnde hinweggehen. — Gerade dieses würde mir aber bei Beurteilung des Frauengebäudes und der darin enthaltenen Ausstellung als ein grosses Unrecht erscheinen; denn die

Bedeutung dieser Ausstellung liegt weit weniger in dem, was sie thatsächlich bietet, als in dem, was sie für die Zukunft verspricht, anbahnt und fordert.

Man hat in deutschen Zeitungen bei Gelegenheit des Chicagoer Frauenkongresses darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Kongress in dem Chicagoer Kunstpalast und zwar in dem damals »noch unfertigen Gebäude« gehalten wurde: »Sehr bezeichnend« wurde gesagt, »für das Künstliche und Unfertige der ganzen Bestrebung.«

Wir wollen das »Künstliche« auf sich beruhen lassen, das Unfertige nehmen wir sehr gerne an. Jawohl, sämtliche Frauenbestrebungen sind heute noch unfertig; noch nicht eine hat ihr Ziel erreicht, es ist alles im Fluss und in der Entwicklung. — Dieses aber als einen Vorzug zu betrachten und nicht als einen Nachteil, lehrt uns Amerika, das junge Land, wo alle Verhältnisse und Bestrebungen, nicht nur die der Frauen, in der Entwicklung begriffen sind. — Nehmen wir also ruhig den Vorwurf des Unfertigen auf uns und betrachten wir das Frauengebäude und die darin enthaltene Ausstellung mit Zukunftsaugen, mit den Augen eines Werdenden, der durch Vergleichung erst herausfinden will, wie weit er denn überhaupt in der Reihe der Entwicklung steht, der die Grösse seiner kommenden Aufgaben erst ermessen, ein Urteil über seine bisherigen Leistungen erst gewinnen will. Ich wiederhole, darin, in diesem Unfertigen gerade liegt die Bedeutung der Ausstellung im Frauengebäude. Sollte dies Unfertige sehr schlecht sein, so könnte uns eine energische Selbstzucht und Schulung nicht besser gepredigt werden, als hier bei diesem internationalen Frauentag; wäre dieses Unfertige hervorragend gut — nichts könnte ermutigender sein. —

So weit mein Urteil reicht, ist die Ausstellung weder das eine, noch das andere. Sie erscheint mir als ein Ausdruck des Strebens und Wollens der Frau nach allen Richtungen, mit dem das Können nicht auf allen Gebieten Schritt hält.

Da aber, wo es Schritt hält, beruht dies nicht auf der Eingebung des Augenblicks, sondern auf jahrhundertelanger Erziehung und Überlieferung. — Und nichts ist tröstlicher für die Zukunft als dies; Fähigkeiten und Anlagen lassen sich nicht geben: wo dieselben aber vorhanden sind, da lassen sie sich ausbilden, lässt sich mit Zeit, Gelegenheit und Willen alles erreichen. Über diese drei letzteren Faktoren dürfte die moderne Frau bald verfügen, die Fähigkeiten und Anlagen aber hat sie.

Sieht man den Katalog der Ausstellung durch, so findet man dort Gebiete der Thätigkeit erwähnt, die Frauen gemeinhin als verschlossen gelten: Ackerbau, Gartenbau, Botanik, Mineralogie, Maschinenbau, Eisenbahnwesen. — Alle diese Gebiete sind ausschliesslich durch Amerika vertreten und alles was darin ausgestellt ist, muss meiner Ansicht nach in erster Linie als Zeichen von Interesse und Streben beurteilt und dann erst auf seinen eigentlichen Wert hin geprüft werden. Die Frauen sind auf all diesen Gebieten gemeinhin Dilettanten oder doch Anfänger, und jeder Anfänger ist ja eben auch Dilettant. Ich erwähne also ausdrücklich, dass jene oben erwähnten Gebiete nur durch verstreute Einzelleistungen vertreten sind, die an die grossen Ausstellungen von Männerarbeit nicht im entferntesten heranreichen, ja nicht einmal einen Begriff von dem geben, was Frauen auf dem betreffenden Gebiete leisten. — Denn es giebt sicherlich in Amerika mehr als eine Frau, die Baumwollpflanzungen hat, Honig bereitet, Kaffee und Thee baut, Obstsaft presst etc. — und doch findet man im Frauengebäude nur je eine Ausstellerin dieser Dinge. — Aber als Symptom sind diese kleinen, zerstreuten Ausstellungen wertvoll; als Symptom ist es auch interessant, dass Frauen geologische Sammlungen eingeschickt haben, dass sie Statistiken der Minenverhältnisse aufnehmen, Entwürfe zu Eisenbahnplafonds einschicken, Wasch- und Plättmaschinen erfinden, es versuchen, einen verständigen Damensattel herzustellen, Verbesserungen für Viehtransportwagen ersinnen, sich damit beschäftigen, das

Kochen und Kleidermachen zu vereinfachen und an dem Modell eines vervollkommneten Aufzugs arbeiten. — All' diese technischen Erfindungen befinden sich in einem besonderen Raum: Invention Room. — Leider sieht man die Erfindungen, die übrigens alle patentiert sind, dort nicht in Thätigkeit, und verglichen mit den grossen Ausstellungen von Männerarbeit in der Maschinen- und Eisenbahnhalle, sind ja diese 50 oder 60 Nummern das reine Kinderspiel. Immerhin, warum soll es einer Frau nicht freistehen, wenn ihr solche Gedanken und Einfälle kommen, dieselben auszuführen und patentieren zu lassen? Manch eine bedeutende Erfindung ist ja ein Werk des Zufalls und der Zufall kehrt sich nicht an den Unterschied der Geschlechter. Man wird einwenden, dass den Frauen die nötige Schulung fehle, um solche Gedanken regelrecht auszuarbeiten. Gewiss, bei vielen ist das der Fall; aber einerseits können sie sich die nötige Schulung gerade in Amerika ganz gut aneignen, und zweitens ist das Erfindungswesen in Amerika in weit höherem Masse Sache der praktischen Erfahrung als theoretischer Berechnungen. Da keine akademische Schranke die Frauen hier von vornherein ausschliesst, so thun sie eben mit, und die allgemeine Ansicht Amerikas geht dahin, dass die Menschheit viel zu viel zu leisten hat, um auch nur den Verlust eines einzigen, guten Einfalls ertragen zu können.

Weit über den Wert eines Symptoms aber gehen die Leistungen der amerikanischen Frauen in der Kunst der Zimmerdekoration, der Porzellanmanufaktur, des Radierens, Stechens und der Kunsthandarbeit hinaus. Die Zimmerdekoration, besonders die moderne, mit ihrem raschen Hinwerfen und ihren andeutenden Zügen, mit ihrer kecken Anordnung von Farben und Stoffen, ist das wahre Gebiet für die Amerikanerin, deren sichere Grazie sich in der Zusammenstellung alles dessen, was ihr Land an materiellen Hülfsmitteln bietet, an kostbaren Hölzern, an prächtigen Fellen und Tierköpfen, an leichten, phantastischen Seidenstoffen bethätigen kann. — Hier handelt es sich weniger um eine mühsam zu

erlernende Technik, es kommt hauptsächlich auf Schwung und Geschmack an; beides besitzt die Amerikanerin, und so sind einige der Räume im Frauengebäude, besonders das California-, das New-York- und Cincinnatizimmer, ganz wunderschön gelungen. Besonders das erstere: Pannele aus dem bekannten Redwood kontrastieren in ihrer tiefen Röte mit einem glänzend schwarzen Bärenfell, das in seiner ganzen Grösse vor einem rahmenlosen Wandspiegel liegt und dem Beschauer blendend weisse Zähne zeigt.

Dieselbe dekorative Kunst tritt uns auch in den Arbeiten der Cincinnati-Porzellanfabrik entgegen. — Die Fabrik ist heute ein grosses Unternehmen, das viele Arbeiter beschäftigt, aber von Frauen begründet ist, von ihnen geleitet wird und auch das dekorative Verfahren ganz in Frauenhände legt. Entstanden ist das Ganze aus Spielerei, aus dem bespöttelten Frauendilettantismus: Eine reiche Amerikanerin und deren Freundin, eine Künstlerin, beschäftigten sich mit Modellieren und suchten auf dem Besitztum der ersteren nach guter Porzellanerde. Sie fanden etwas sehr Annehmbares und verwendeten das gute Material, so wie sie es eben verstanden. Sie verstanden es aber ziemlich gut und stellten hübsche Dinge her, an denen sie alles, auch die grobe Arbeit, selbst verrichteten. — Nun, der amerikanische Geschäftssinn kam dazu: Warum die Porzellanerde nicht im grossen verwenden, warum nicht reiche Frauen zusammenrufen, eine Aktiengesellschaft gründen, Arbeiter anstellen und eine hohe Schule für Porzellandekoration begründen? So geschah's, und heute hat die Cincinnati Pottery einen geachteten Ruf.

Was den europäischen Besucher in der Ausstellung recht überrascht, sind die Buchillustrationen, Entwürfe zu Bucheinbänden, besonders aber die Stiche und Radierungen des Keppel-Kollege in New-York. Diese Kunst von so vielen Frauen ausgeübt zu sehen, ist uns neu. — Man hat die Arbeit von 135 Frauen ausgestellt; 33 derselben gehören der Zeit von 1600 bis 1835 an; die anderen sind lebende Künst-

lerinnen und zwar aus Frankreich, England und Amerika gebürtig. Die Stiche und Radierungen sind teils nach berühmten Vorbildern, teils Originalentwürfe; Landschaft, Portrait und Studie herrschen vor. — Als ich die Blätter betrachtete, stand gerade ein junger Mann dort, der sich Notizen über die Einzelheiten zu machen schien; er zeigte sich sehr umgänglich, sagte, er sei selbst Kupferstecher und gekommen, sich die Arbeiten seiner »Kollegen« anzusehen. Ob die »Kollegen« denn etwas leisteten? fragte ich. »Oh ja, vieles ist sehr hübsch gemacht, dies hier zum Beispiel . . .« »Würden Sie es von Männerarbeit unterscheiden können?«

»Nicht alles, aber manches —«

»Woran denn?«

»Die Striche sind manchmal zu unsicher — da sehen Sie, der z. B. ist scharf abgebrochen, im Original geht er glatt aus, das ist noch ungeübt; und hier ist das Original wieder nicht genug respektiert, hier hat die Nadel eigenen Schwung bekommen; den Frauen fehlt noch die feste Tradition, aber sie arbeiten sehr hübsch und manche sehr schön.«

»Den Frauen fehlt noch die feste Tradition«, wiederholte ich, »ganz recht, wir sind ja als Berufsarbeiter auch noch so neu.«

Es war für mich interessant, unter dem Eindruck dieses Urteils die amerikanischen Handarbeiten zu betrachten, dasjenige Gebiet, auf dem die Frau die längste Übung und sicherlich feste Überlieferungen hat. Aber bei den amerikanischen Handarbeiten würde man Tradition vergeblich suchen: alles ist dekorativ gehalten, wirkungsvoll in bunter Seide und flotter Ausführung, alles zum augenblicklichen Schmuck des Hauses bestimmt, Portièren, Kissen, Decken, Tischzeug, Spitzen in hellen Farben und gefälligen Formen, aber ohne das, was man in Deutschland »solide Ausführung« nennt.

Und Deutschland muss man vor allem in dieser Hinsicht befragen; die verhältnismässig kleine, deutsche Ausstellung steht in ihrer Südostecke so stramm und fest da, wie ein

preussischer Soldat. — Da ist Breslau mit seiner Ausstellung der Volksschularbeiten, da sind die reglementsmässig genähten Hemden, die vorschriftsmässig gestickten Monogramme, da ist die Haushandarbeit, die in der amerikanischen Abteilung fehlt, sind mit der Hand gestrickte Strümpfe, kunstvolle Stopfversuche, sind die Arbeiten des Lettevereins, des Breslauer Frauenbildungsvereins; da ist Reutlingen mit seinen Arbeitsheften, seinen Kursen im Entwerfen — da ist Solidität und feste Überlieferung.

Diese findet sich auch bei den Handarbeiten aus Österreich, bei den Spitzen aus Belgien, Spanien und Irland, bei den russischen Stickereien, und sie erreicht ihren Höhepunkt bei den Arbeiten der Japanerinnen; die japanischen Wandschirme mit ihrer künstlerischen Wiedergabe der Natur sind geradezu entzückend; sie schlagen meiner Meinung nach alles, was von europäischen Völkern auf dem Gebiete weiblicher Handarbeit geleistet wird. Freilich hat man auch das beste geschickt, denn ein japanisches Frauenkomitee hat diese Schirme besonders für die Weltausstellung anfertigen lassen.

Hier also ist Solidität und feste Überlieferung, hier sind Frauen seit Jahrhunderten und Geschlechtern in einer Richtung gebildet und erzogen worden. Wie aber hat diese Erziehung zur soliden Handarbeit auf sie, auf ihre Stellung gewirkt? Welche Frauen stehen heute an der Spitze der Zivilisation? Die Japanerinnen, Russinnen, Spanierinnen, Deutschen? Oder die Französinnen, Engländerinnen und Amerikanerinnen? Diejenigen Frauen, welche viel Wert auf das Gleichmass der Stiche legen, oder die, welche sich sagen, die Zeit der handgestrickten Strümpfe sei vorbei? Die Antwort giebt sich jeder selbst.

Und welch' ein neues Licht fällt auf diese Frage durch eine einzige Zahl, die, gross gedruckt, im Frauengebäude zu lesen ist: 7.1000000 Dollar werden jährlich durch Frauen verdient, die mit Schreibmaschinen arbeiten. — Ob wohl die gesamte deutsche Frauenhandarbeit jährlich so viel ein-

bringt, wie dieser neue, amerikanische Erwerbszweig, der erst langsam zu uns herüber dringt?

Die freiere Entwicklung von Amerika, England und Frankreich hat ihren Ausstellungen eine grössere Reichhaltigkeit gegeben, als anderen ebenso alten und älteren Kulturländern. — England, das im allgemeinen sehr hässliche und geschmacklose Handarbeiten aufweist, hat dagegen die reichhaltigste Ausstellung von philanthropischen Bestrebungen, von Frauenhospitälern und Frauenuniversitäten. Es ist auch mit am besten im grossen Sitzungssaale vertreten, wo die Bildnisse hervorragender Frauen aufgehängt sind; es zählt George Eliot und Mrs. Humphrey-Ward unter seine Schriftstellerinnen; Ann Clough, Miss Davies, Mrs. Fawcett und Sedgwick unter die Pioniere auf dem Gebiet der Erziehung; es hat unter der Jugend Mädchen, wie Agnes Ramsey und Philippa Fawcett, die sich übrigens ihrer mathematischen Weisheit zum Trotz mit dem Strickstrumpf hat zeichnen lassen; es geht dagegen ziemlich leer aus in den schönen Künsten, demjenigen Gebiet, auf dem Frankreich sich reich bethätigt hat. — Malerei, Porzellanmalerei und Bildhauerei sind hier besonders vertreten; zugleich haben die französischen Frauen eine grosse Anzahl statistischer Arbeiten über alle wichtigen Phasen des weiblichen Lebens, über Schulen und Vereine eingeschickt. Leider sind von anderen Staaten solche Übersichten gar nicht gegeben, und bedauerlicherweise hängen die wertvollen französischen Tabellen so hoch, dass man nur die gross geschriebenen Überschriften lesen kann. — Eine einzige statistische Aufnahme hing tief genug, um dem Publikum zugänglich zu sein. Sie ist so interessant, steht so im Widerspruch mit landläufigen Meinungen, dass ich sie im Auszug hersetzen will. Es ist eine Übersicht derjenigen Frauen, welche zu Mitgliedern der Ehrenlegion ernannt worden sind: 41 wegen ausserordentlicher Leistungen in der Armenpflege und im Schulwesen; 25 haben wegen besonders mutigen Handelns in Kriegsfällen und Feuersgefahr das militärische Ehrenzeichen

erhalten; 152 das allgemeine Ehrenzeichen, und zwar aus folgenden Gründen:

52 retteten Menschen vom Ertrinken,
27 retteten Menschen vom Überfahrenwerden durch Eisenbahnen,
18 retteten Menschen aus Feuersgefahr,
13 zeichneten sich bei Bekämpfung von Epidemieen aus,
12 bändigten durchgehende Pferde,
1 bewies grösste Kaltblütigkeit bei einer Explosion.

Es wäre zu wünschen, dass andere Länder ähnliche Tabellen herstellten, damit der Anteil klar würde, den die Frau an Verhütung von Unglücksfällen und sozusagen an der Geistesgegenwart der Welt hat. Ist sie doch eben im Begriff, die Bilanz ihrer bisherigen Thätigkeit zu ziehen und sich ein Bild von sich selbst zu machen.

Zu einer Ausstellung haben sich übrigens alle Kulturländer zusammengethan, zur Gemäldeausstellung. Sie ist dadurch nicht besser geworden: So oft ich durch die grosse Mittelhalle schritt, welche der Gemäldeausstellung dient, wurde es mir klar, dass die Malerei die am schlechtesten behandelte aller Künste sei. Freilich die besten Bilder weiblicher Künstler — das Selbstporträt von Vilma Parlaghi ausgenommen — waren nicht im Frauengebäude, sondern im allgemeinen Kunstpalast ausgestellt worden; daher trat denn die Schwäche des allbeliebten Stilllebens um so mehr in den Vordergrund, daher frappierte die Gedankenarmut dieses weiblichen Dilettantismus um so stärker. — Auch Amerika hat nichts besseres geleistet; Bilder, die etwas zu sagen haben, Porträts, die sprechen, sind sehr, sehr selten. — Aus diesem Umstand allein können die Besucherinnen der Ausstellung eine Lehre ziehen, die nämlich, der müssigen Pinselei zu entsagen. Fort mit dem traurigen Dilettantismus! Eine tüchtige Wirtin oder eine Frau, die mit der Schreibmaschine arbeitet, ist unendlich viel wertvoller als eine untüchtige Malerin.

Und was ist denn der Grund aller unserer Bestrebungen? Doch nur der Wunsch der Frau tüchtiger, und die Notwendigkeit für sie, leistungsfähiger zu werden. Dazu kann ihr die Ausstellung im Chicagoer Frauengebäude der beste Führer sein, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sie ein Missgriff ist.

Wie es in der Natur der Sache lag, konnte eine solche Ausstellung einen richtigen Begriff von dem, was die Frau ist und leistet, absolut nicht geben. In ihren bisher wichtigsten Gebieten ist Frauenarbeit geradezu unausstellbar: Wie sollte man eine Übersicht der Leistungen der Frau als Mutter, Erzieherin, Köchin und Dienstbote beschaffen? Statistik allein thut es da doch nicht, eine Statistik der guten Frauen und Mütter, eine Statistik sozusagen der Geduld, Milde, Güte und Aufopferung der Welt — ist doch nicht herzustellen. Die Frau hat eben bisher hauptsächlich durch ihre Persönlichkeit gewirkt; eine Ausstellung von Persönlichkeit und Persönlichkeiten, das hätte schon eher einen Begriff ihres Einflusses, ihrer Bedeutung geben können, wie schwer wäre die aber herzustellen! Die Zeit aber, wo Frauen durch ausstellbare, greifbare Leistungen hervortreten werden, die ist erst im Kommen, was bisher darin gethan, ist vereinzelt, ist Ausnahme, es giebt keinen Massstab für die Thätigkeit des ganzen Geschlechts, das im Stillen stetig gewirkt hat, das bisher im Herstellen gewisser sozialer Zustände seine Hauptmission fand, das den Unterbau der Welt bildete, ganz ebenso wie die Arbeitermassen des vierten Standes den nötigen Unterbau gaben, auf dem die vielen grossen Männerleistungen, die vereinzelten, grossen Frauenleistungen aufsteigen und aufragen konnten. — Deshalb hauptsächlich ist die Ausstellung im Frauengebäude so unbefriedigend: die jahrtausendelange Kulturarbeit der Frau in Haus, Küche, Schule und Gesellschaft, ihre eigentliche Hauptleistung kommt gar nicht zur Darstellung, tritt nicht geschlossen vor den Beschauer, und was an Einzelleistungen ausgestellt ist, hat einen richtigen Begriff nicht geben können.

Mehr noch: selbst da, wo die Frau sich seit Jahrhunderten ausserhalb des Hauses eine Stellung errungen hat, in der Musik, der Schauspielkunst und Litteratur, selbst da standen einer würdigen und imposanten Vertretung auf der Ausstellung grosse Hindernisse entgegen. Die Bildnisse berühmter Tänzerinnen und Schauspielerinnen geben ja keinen Begriff von der lebenden Kunst; wieder fehlt die grosse, siegreiche Persönlichkeit und an ihrer Stelle liegt vor uns ein Stück Papier, müssen wir uns mit der künstlichen Erwärmung durch historische Erinnerung begnügen.

Was endlich die Litteratur betrifft — so weiss heute jeder, dass Vielschreiben noch lange nicht Gutschreiben ist. Die Fülle von Büchern aller Art, von Werken aller Zungen, die in der sehr schön ausgestatteten Bibliothek angehäuft war, die Menge von Abhandlungen in eleganter Ausstattung, welche von amerikanischen Frauenvereinen geschickt worden — kurz die Zahl und Masse des auf der Ausstellung Zusammengeströmten konnte nur dem oberflächlichen Beschauer imponieren, und ich habe sicherlich die wenigen Bände der Ebner-Eschenbach oder das Manuskript von Robert Elsmere mit weit mehr Hochachtung betrachtet als die langen Reihen amerikanischer Novellen und spanischer Bücher. — Da hätte es einer langen, gründlichen Sichtung bedurft, um die Berufenen von den Unberufenen und die Auserwählten von den Mittelmässigen zu scheiden. Eine Zusammenstellung derjenigen Frauenbücher, die einen Eindruck auf den Geist der Welt gemacht, die Menschheit vorwärts gebracht, neue Ideen und Typen geschaffen haben, das wäre schon etwas anderes gewesen — die Masse allein thut's auch in der Litteratur nicht.

Kurz, ich bin mit unserer Vertretung im Frauengebäude gar nicht zufrieden: einerseits wird sie uns nicht gerecht, andrerseits thut sie uns geradezu unrecht; denn sie stellt uns in das Licht, als glaubten wir schon, es herrlich weit gebracht zu haben. — Das glauben wir ja aber selbst nicht; wir wissen ganz genau, wo es uns fehlt, denn die folgenden Dinge sind

für jede und für jeden, der sich die Mühe nimmt, geradezu mit Händen zu greifen:

1. Die Zeit der mühsamen und gar der unnützen Handarbeiten für die Frauen der Kulturvölker ist vorbei; diese Arbeiten können ohne Schaden für den Höhepunkt der Technik und die Solidität der Ausführung solchen Völkern oder solchen Bevölkerungsschichten überlassen werden, die höherer Kultur unzugänglich oder der Eröffnung neuer, ergiebiger Berufe für Frauen feindlich sind: die moderne Frau emanzipiert sich vom Strickstrumpf und Häkelhaken.

2. Der bedauerliche Dilettantismus in der Malerei muss aufhören; besteht er fort, so ist dies ein Zeichen bedenklicher Kritiklosigkeit.

3. Kritik, ernste, vergleichende Kritik hat jede Frau zu üben, die heute aus dem Rahmen der bisherigen Frauenarbeit auf neue Gebiete übertritt; in Photographie, Kupferstechen, Musterzeichnen, Entwerfen, Illustrieren hat sie noch keine feste Tradition, noch keine feste Technik: die moderne Frau muss die Augen fortwährend auf die beste Männerarbeit gerichtet halten.

4. Die Eroberung der materiellen Welt durch die Frau fängt eben erst ganz langsam an. Die 50, 60 amerikanischen Patente sind ganz schön, aber um Gottes willen sich nicht einbilden, nun sei der Stein der Weisen gefunden. Einer Erfinderin, die das denken wollte, wäre eine kleine Morgenandacht vor den kombinierten Siemens-Halske und Schichauschen Maschinen anzuraten.

5. Das gleiche gilt von der Eroberung der Wissenschaft: die Bilder geistig bedeutender Frauen schmücken die Wände des Frauengebäudes, viele dieser Frauen haben ihr Wissen mit unendlicher Mühe errungen, manche tragen Titel und füllen Stellungen von Männern aus. Sehr gut, doch vergessen wir nicht, dass sie alle sich bisher nur fertiges Wissen angeeignet haben — eine Leistung, die man ihnen allerdings nicht zutraute — dass es aber darüber hinaus noch etwas

höheres giebt: die geniale Forschung und Erfindung, und dass diese, neben Bewahrung und Erhaltung des Bestehenden, auch ein Ziel und auch eins der unseren ist, sein muss. Excelsior — heisst es hier, wie überall. Und der Weg dazu? Nun, die beste Erziehung, die strengste Selbstzucht und die weitgehendste Organisation. —

Über letztere sei hier noch ein Wort verstattet.

In einem Saale des Frauengebäudes waren sämtliche amerikanischen Frauenvereine vertreten, 49 an der Zahl, und sie geben eine gute Übersicht der amerikanischen Frauenbewegung, die eben alles umfasst: fromme und freisinnige Gesellschaften, Mission und Universitätsstudien, häusliche und öffentliche Arbeit, Mädchen- und Fraueninteressen, Geistiges und Leibliches, Ethisches und Ästhetisches, und die ihren Abschluss in dem National-Council findet, dem nationalen Frauenrat, der es sich zur Aufgabe macht, die Vorsitzenden sämtlicher das ganze Land umfassenden Organisationen in sich zu vereinen, um eine Zusammenfassung alles dessen zu bilden, was die amerikanische Frau will, denkt, fühlt und verlangt. — In diesem Punkte kann jedes Land von Amerika lernen; man steht dem Gegner dort ruhiger und leidenschaftsloser gegenüber, als bei uns; man diskutiert mit ihm, man nähert sich ihm, um Fühlung zu suchen. Man strebt mit allen Kräften nach der Gründung grosser Verbände zur Wahrung grosser Interessen: diese jüngste aller Rassen streckt in heissem Idealismus die Arme nach ihren Schwestern aus, sie glaubt an weltumfassende Organisationen, weltumfassende Pläne. Das ist der Haupteindruck, den die Weltausstellung in Chicago, den der Verkehr mit den amerikanischen Frauen hinterlässt. Und wir sollten ihnen dafür nicht dankbar sein? Sollten der Ausstellung im Frauengebäude, so unzulänglich sie auch ist — nicht Dank wissen? Dank, weil sie eine so treffliche Illustration dessen ist, was uns Frauen fehlt, dessen, was wir erwerben müssen. Dank, weil sie uns den rechten Weg weist, weil sie uns den Ernst unserer Arbeit klar macht, weil sie uns

durch Thatsachen predigt? Vor Thatsachen beugen wir uns ja alle, mit dem Trost allerdings, dass ja unser bestes, das was wir bisher in Haus und Gesellschaft geleistet, eben nicht hat zur Erscheinung kommen können und daher unser Porträt im Frauengebäude dunkler ausgefallen ist als nötig. Wir nehmen aber die gar nicht vorteilhafte Photographie ruhig an und wollen sie auf unsern Schreibtisch stellen mit dem Bewusstsein: das und das und das muss an dem Original anders werden — und wenn es einmal geändert ist — nun, dann können wir ja eine neue machen lassen.

Der internationale Frauenkongress in Chicago.

Vortrag, gehalten in Dresden, Königsberg i. Pr., Danzig und Stuttgart. — Herbst 1893.

Geehrte Anwesende!

Ein alter Spruch sagt: Prüfet alles und das beste behaltet — und der den Spruch so fasste, war ein Mensch, welcher in jenem Augenblick leidenschaftslos beobachtend über den Parteien stand. — Leidenschaftslos, parteilos möchte auch ich heute vor Ihnen stehen und sprechen; leidenschaftslos, parteilos bitte ich Sie, mich zu hören. Und dies ist nichts Unmögliches, — für keinen von uns. Denn wenn schon die fortschrittlichen Frauen dieser Stadt mich herberufen haben und ich selbst in fortschrittlicher Richtung arbeite; wenn auch mein ganzer amerikanischer Aufenthalt mich aufs engste mit den Fortschrittskreisen der radikalen Linken dort verknüpft hat; wenngleich meine persönlichen Erfahrungen jenseits des Wassers zu den wärmsten, hellsten und freundlichsten meines ganzen Lebens gehören, so bin ich doch nicht gekommen, um als Apostel der Frauenemanzipation Ihnen eine einseitige Schilderung des Kongresses zu geben, schön-

zufärben und Übelstände zu verschweigen. — Im Gegenteil: als meine Aufgabe betrachte ich es, Ihnen nichts zu verschweigen, Thatsachen vor Sie hinzustellen, Thatsachen, wie sie sich mir dargestellt haben, Thatsachen, vor denen ich mich beugen, die ich anerkennen muss — mögen sie in mein Parteiprogramm passen oder nicht.

Und diese Thatsachen, von mir erzählt, für sich zu prüfen, dürfen Sie mir Ihrerseits nicht versagen. So neu Ihnen vieles sein; so ungewohnt, so revolutionär, ja, so unmöglich es Ihnen erscheinen mag, thun Sie es nicht mit einem geistigen Achselzucken ab. — Ich bitte Sie, einmal für eine kurze Stunde alle hergebrachten Urteile und Vorurteile abzuthun und ohne Hass und ohne Liebe, ohne Enttäuschung und ohne Frohlocken — mit mir durch die Welt neuer Thatsachen zu wandern, alles prüfend und am Ende, was Sie für das beste halten, auch behaltend. —

Ich bin mir dabei der Verantwortlichkeit meiner Aufgabe voll bewusst. Ich weiss, dass es sich hier nicht um eine feuilletonistische Leistung im Brillantfeuerwerkstil handelt, sondern dass jedes Wort wohlüberlegt und auf Thatsachen, auf Beweismaterial gestützt sein muss. — Dieses Beweismaterial liegt bei mir zu Hause; es sind die Berichte des Kongresses, die Jahresberichte der verschiedenen Gesellschaften, die ich Ihnen heute schildern werde, die Berichte der amerikanischen Zeitungen, meine Briefe und Tagebücher, endlich die gedruckten Nachschlagewerke und Statistiken. —

Gerade weil aber jeder Satz, den ich hier ausspreche, diesen ganzen Ballast von Material hinter sich herschleppt, weil jeder Ausdruck auf seine volle Sachlichkeit hat abgewogen werden müssen, weil ich mich in nichts auf rein persönliche Schätzung und rein persönliche Anschauung verlassen darf, deshalb halte ich mich heute auch mehr an mein Manuskript, als ich es sonst thun würde: es ist mein Herr und Meister und erinnert mich, dass ich dem Zufall, der Improvisation, dem Schwung der Stunde nichts, gar nichts überlassen darf. —

Nachdem wir so unsern Vertrag auf sachliche Darstellung und freie Prüfung der Thatsachen geschlossen haben, bitte ich Sie, mit mir auf den Chicagoer Frauenkongress zu kommen.

Dieser Kongress wurde am 15. Mai 1893 eröffnet und am 21. Mai geschlossen. Er fand in den Räumen des Chicagoer Kunstpalastes statt, eines grossen Steingebäudes, das dicht am Michigansee, im belebtesten Viertel Chicagos liegt, den grossen, schwergebauten Hôtels gegenüber, dem »Richelieu«, dem »Auditorium«, dicht an der bunten, menschenwimmelnden Promenade, die »Seefront« genannt, welche Chicago etwa »die Linden« ersetzt, dicht auch neben einer Station der Stadtbahn. Diese Nähe war einerseits sehr bequem, andererseits aber erschwerte sie das Sprechen vor grossen Versammlungen ganz ungemein. Denn das Schnauben der Lokomotiven und das fortwährende Rangieren der Züge brachte sehr unliebsame Unterbrechungen in die zusammenhängendsten Reden. Am störendsten war dieser Lärm in den beiden 3000 Personen fassenden Auditorien, welche für die Gelegenheit des Kongresses aus Holz und Wellblech aufgeführt, in die Rückseite des massiven Steinbaues einmündeten.

In diesen beiden Hallen, dem Columbus- und Washington-Saal, haben die Kongresseröffnungen stattgefunden, sowie alle Sitzungen, bei denen Gegenstände allgemeinsten Interesses verhandelt wurden; während in den etwa 33 Sälen des Kunstinstituts selbst die sogenannten Departements-Kongresse stattfanden, die Sektionen tagten und die verschiedenen Gesellschaften abwechselnd ihre eigenen Angelegenheiten verhandelten. Das Gedränge an den Thüren, besonders der beiden grossen Auditorien, ist zeitweise sehr stark gewesen, gingen doch täglich 10- bis 15000 Menschen in dem Kunstinstitut ein und aus — und es hat, nachdem sechs Tage lang je 10000 Menschen über die Bohlentreppe der Washington-Hall gegangen waren, zu dem einzigen Unfall geführt, der während des Frauenkongresses vorgekommen: Ein Teil der Treppe brach ein, hundert Frauen fielen in die Tiefe, und etwa fünfund-

dreissig wurden verletzt, doch nur wenige schwer. Eine Panik entstand nicht. Eine Untersuchung des ganzen Gebäudes durch den Architekten war eine weitere Folge des Unfalls, sie verlief befriedigend.

Immerhin waren die Ein- und Ausgänge von Washington- und Columbus-Hall die gefährlichsten Punkte im ganzen Gebäude, und vor dem Andrängen der Menge standen die Thürhüter, selbst wenn sie die blaue Jacke der Polizei trugen; machtlos da: der breite Strom machte sich eben Bahn; und auch während der Vorträge war es zuerst unmöglich, das Ab- und Zugehen zu hindern. Man schob auch Sitze in die Durchgänge und stellte sich auf Stühle, um besser sehen oder hören zu können. Letzteres war eine Rücksichtslosigkeit gegen das dahinter stehende Publikum; ersteres bildete eine wirkliche Gefahr, falls der Notfall eintrat, den Saal schnell zu leeren. Gegen beide Unsitten sind die leitenden Frauen vom Präsidententisch aus vorgegangen. Sie haben, um das Interesse der Sprecherinnen zu wahren, die Thüren nach Eröffnung der Sitzungen schliessen lassen, sie haben, um das Publikum vor sich selbst zu schützen, mit Bitte, Hinweis, Witzwort und zuletzt direktem Befehl dafür gesorgt, dass die Versammlungen sich in ordnungsmässigem Zustande befanden. Und das Publikum hat gehorcht. — Es bestand in der Mehrzahl aus Frauen — Frauen zwischen zwanzig und sechzig Jahren; aus gebildeten Frauen, von denen die meisten aber zugleich arbeitende Frauen waren, arbeitend in einem Beruf oder dem Hause; und wenn nicht direkt arbeitend, dann im Vereinswesen thätig; Freunde der Frauenentwicklung und Frauenbildung, Frauen des bürgerlichen Amerikas, der mittleren und höchsten Gesellschaftsklassen, Frauen aller Bekenntnisse, Bewohner aller amerikanischen Staaten, Abkömmlinge aller Nationalitäten.

Der Frauenkongress, zu dem sie kamen, war ein internationaler Kongress, und er war der dritte in der Reihe der internationalen Frauenkongresse, die bisher stattgefunden haben. Der erste versammelte sich 1888 in Washington (Amerika), der

zweite 1889 in Paris. Keiner der bisherigen Frauenkongresse jedoch hat eine so starke Beteiligung gehabt, wie der Chicagoer von 1893; bei keinem z. B. ist Deutschland so stark vertreten gewesen, und keiner ist von so langer Hand vorbereitet worden.

Die Leitung des Kongresses lag hauptsächlich in der Hand von drei Frauen — Frau Potter-Palmer, Frau Wright-Sewall und Frau Foster-Avery. Ich möchte bei diesen einen Augenblick verweilen.

Frau Potter-Palmer ist eine der reichsten Frauen von Chicago, die Gattin des Besitzers von Palmer-House, eines der besten und grössten Hôtels der Stadt. Sie ist heute die Herrin eines prächtigen Privathauses in Nord-Chicago, im Parkviertel der Stadt, und zugleich Herrin eines Vermögens, das ihr gestattet, dieses Haus mit jenem Luxus auszustatten, der kein Luxus mehr ist, weil er sich im vollendeten Kunstwerk harmonisch auflöst. — Wer Frau Potter-Palmer in dieser Umgebung sieht, wer die sichern Bewegungen ihrer schlanken Gestalt, die Verbindlichkeit ihrer gesellschaftlichen Formen, das Lächeln dieses feinen Gesichts beobachtet, muss glauben, dass sie in diese Verhältnisse hinein geboren sei. Dem ist nicht so: Frau Potter-Palmer hat Arbeit kennen gelernt, Geschäfts- und Lebenskenntnisse erworben und sich ihre Stellung als leitende Frau der Chicagoer Gesellschaft dann durch eine natürliche, sehr weibliche Anpassungsfähigkeit, durch Takt und eine hochintelligente Erfassung geselliger Pflichten zu schaffen gewusst.

Rechnet man die Übereinstimmung in Prinzipienfragen ab, so bilden Frau Potter-Palmer und Frau Wright-Sewall einen grossen Gegensatz. Im Alter dürften sie vielleicht noch stimmen; aber ist Frau Potter-Palmer schlank, so ist Frau Sewall stark; bevorzugt die eine französische Mode, so die andere amerikanische Reformkleider; hat die eine schwarzes Haar, so ist das Haar der andern früh ergraut, eine Erscheinung, die bei amerikanischen Frauen auch in jungen Jahren häufig und in manchen Familien geradezu erb-

lich ist. Mrs. Sewall hat dazu eine klassische Bildung erhalten, und ihr Mann ist ein Gelehrter, während Herr Palmer Geschäftsmann ist. Ihre Teilnahme an der Frauenfrage ist eine auf eigene Studien, auf Argument und Überlegung begründete. Sie steht aus Überzeugung auf dem äussersten Vorposten aller Frauenbewegung und durch ihre Arbeitsleistung im Mittelpunkt der Sache. Auch sie hat ihren Beruf, und sie teilt denselben mit ihrem Manne. Herr und Frau Sewall leben in Indianopolis im Staate Indiana und haben dort ein Gymnasium gegründet, eine sogenannte »klassische Schule«, in welcher nach amerikanischer Sitte Mädchen und Knaben zugleich auf die Universität vorbereitet werden. — Frau Sewall ist lebhaften Geistes, witzig, sehr schlagfertig, eine Meisterin des Worts, eine Beherrscherin der parlamentarischen Form. Ihre Rede versteht sie von wohlthuender Klarheit zu einschneidender Schärfe zu steigern: diamantklar und diamanthart sind dafür ganz passende Worte. Wirkliches Wissen, Geistesgegenwart und ein fröhliches Temperament machen sie zu einer ganzen, lebensvollen Persönlichkeit, die mehr direkt wirkt, aber auch wohl leichter verletzt, als Frau Potter-Palmer.

Eine innige Freundschaft besteht zwischen Mrs. Wright-Sewall und Frau Foster-Avery, der Schriftführerin des Frauenkomitees. Frau Avery lebt in der Nähe von Philadelphia, im Staate Pennsylvanien, dem eigentlichen Freiheitsstaat Amerikas; denn dort ist die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet und verlesen, die Freiheitsglocke geläutet worden. Philadelphia ist eine der ältesten, amerikanischen Städte und Frau Avery eine der jüngsten Frauen, die an der Spitze der Frauenbewegung stehen. Und doch hat sich mir eine grosse Ähnlichkeit zwischen der alten Stadt und der jungen Frau aufgedrängt: sie sind beide im Äussern sehr schlicht, und bedeuten innerlich beide sehr viel.

Frau Avery, obgleich sie eine gute, vielseitige Erziehung erhalten und mehrfach auf dem Kontinent gereist

hat, ist weder eine Weltdame wie Frau Potter-Palmer, noch eine Gelehrte wie Mrs. Sewall; sie hat auch nicht das lebhafte Temperament, nicht die geistreiche Parlamentsform ihrer Freundin. Frau Avery's Einfluss und Macht liegen erstens in ihrer unermüdlichen Arbeitsleistung, zweitens in ihrer Persönlichkeit, die mit der grössten Schlichtheit und oft geradezu Schüchternheit einen eisernen Radikalismus der Ideen verbindet. Diese junge, mildblickende Frau ist eine der unerschrockensten Denkerinnen auf dem Gebiete der Frauenfrage, und was sie als richtig erkannt, führt sie aus, rücksichtsvoll, wenn es sein kann, rücksichtslos, wenn es sein muss.

Frau Potter-Palmer, Frau Sewall und Frau Avery waren nun die drei Leiterinnen bei Eröffnung und Tagung des internationalen Kongresses. Neben ihnen stand ein amerikanisches Hilfskomitee von 175 Frauen. Diese 175 vertraten alle Gebiete, auf denen Frauen in Amerika thätig sind, alle Richtungen, in denen sie Reformen erstreben. Es waren unter ihnen Hausfrauen, Frauen der Gesellschaft, weibliche Prediger, Rechtsanwälte, Missionare, Lehrerinnen, Zahnärzte, Ärzte, Bibliothekare, Autoren, Journalisten, Schauspielerinnen, Professoren. — Sie vertraten religiöse Vereine, vom orthodoxen bis zum freidenkenden; Vereine für höhere Erziehung, Moral und Sozialreform, für politisches Stimmrecht und Mässigkeitsbestrebungen. Endlich Vereine für internationale Frauenkongresse und internationale Friedensbestrebungen. — Ich gebe hier diese Übersicht der amerikanischen Frauenbewegung, ohne dieses Programm zu empfehlen und ohne es zu tadeln, mit der Bitte: Prüfen Sie es auf seinen sittlichen Gehalt: seine praktische Ausführbarkeit lässt sich ja nur in Amerika selbst beurteilen. — Jedenfalls geht aus diesem Programm hervor, dass die Tendenzen der amerikanischen Frau sich vom Hause aus über das Land und endlich auf die ganze Welt erstrecken. —

Nachdem ich solange nur von Amerika, d. h. dem nationalen Element des Kongresses gesprochen, ist es nur

gerecht, sich jetzt dem internationalen zuzuwenden. Die fremden Delegierten waren unentbehrlich, und sie haben sich durchweg der ungeteilten Sympathie des Publikums erfreut.

Wie Ihnen bekannt, hatte sich lange vor Eröffnung der Kolumbischen Weltausstellung auf Aufforderung des amerikanischen Frauenkomitee's in jedem zivilisierten Lande Europas, sowie in Australien und Japan, ein Hilfskomitee von Frauen gebildet, das die Vorarbeiten zur Ausstellung und die Vertretung auf dem Weltkongress übernahm. —

Für Deutschland wurde das Hilfskomitee unter dem Protektorat der Frau Prinzessin Friedrich Karl und der Leitung von Fräulein Helene Lange am 19. Mai 1892 in Berlin gebildet. Die offizielle Vertretung Deutschlands auf dem Chicagoer Frauenkongress lag der Reichskommissarin, Frau Professor Kaselowski, ob. Ausser ihr waren als deutsche Vertreterinnen anwesend: Frl. Auguste Förster-Kassel, welche den hessischen Alice-Frauenverein, den allgemeinen deutschen Frauenverein und den deutschen Lehrerinnenverein vertrat; Frau Anna Simson-Breslau, Delegierte von der Breslauer Frauenarbeitsschule und des dortigen Frauenbildungsvereins; Frau Bieber-Böhm-Berlin, Vorsitzende des »Jugendschutz«; Frl. Annette Schepel-Bern, Vertreterin des Schraderschen Volkskindergartens, genannt das »Fröbel-Pestalozzi-Haus«, und ich, die ich, ohne einen Verein zu vertreten, einer persönlichen Einladung des amerikanischen Frauenkomitee's gefolgt bin. —

Die meisten der ebengenannten Frauen werden Ihnen dem Namen nach oder gar persönlich bekannt sein. Ich möchte nur zusammenfassend erwähnen, dass die sechs deutschen Vertreterinnen in ihrer Gesamtheit vorwiegend die Ansprüche der deutschen Frau auf berufliche Ausbildung, auf höhere Erziehung vertraten und ihre Forderungen innerhalb des Rahmens von Kindergarten, Gewerbeschule, höherer Mädchenschule und Universität stellten. Es ist ja auch dies das Hauptgebiet, auf dem die Frauenfrage sich bei uns bewegt.

In demselben Rahmen halten sich, dem amtlichen Katalog und dem zufolge, was ich selbst gehört, — auch die Frauenbestrebungen in Russland, Polen, Griechenland, Italien, Spanien. In allen anderen Ländern jedoch, die auf dem internationalen Frauenkongress vertreten waren, geht die Frauenbewegung über den Rahmen des Erziehlichen hinaus auf das Gebiet der Politik, Industrie, Moral- und Sozialreform. —

Wunschweise und in Ansätzen geschieht das, dem Bericht von Frau Dr. Kempin zufolge, in der Schweiz; nach Dr. Marie Popelins Bericht in Belgien; nach Frau Humbal-Zeman in Böhmen. — Organisiert dagegen ist die politisch-soziale Frauenbewegung bereits in Frankreich, Schweden, Norwegen, Dänemark, Finnland, Neu-Seeland, Schottland, England und selbstverständlich in Amerika. Durchgesetzt ist sie bereits in Australien, wo jetzt das politische Stimmrecht auch den Frauen gehört. Unter den Vertretern dieser vier letztgenannten Länder waren denn auch die radikalsten Denkerinnen und die glänzendsten Rednerinnen.

Freilich, viele wurden an ihrer vollen Wirkung durch den Gebrauch der fremden, der englischen Sprache gehindert. So die liebenswürdige Madame Bogelot aus Paris, welche Vorsteherin der Reformarbeit im Frauengefängnis von Saint Lazare ist, trotz ihrer sechzig Jahre noch die weite Reise unternommen hatte, und frisch und leistungsfähig war, wie eine der Jüngsten.

Auch die Baronin Thorberg-Rappe konnte in der Hauptsache nur durch ihre Erscheinung wirken. Die ernste und stattliche Dame war offizielle Vertreterin von Schweden, die einzige, welche auf Staatskosten geschickt worden, um an dem Kongress teilzunehmen. — Der König von Schweden war persönlich in der Sitzung anwesend, in welcher die Einladung des amerikanischen Frauenkomitee's zum Weltkongress besprochen und dann in obiger Weise, durch Entsendung der Baronin Thorberg, beantwortet wurde. — Sehr viel lebhafter als diese Delegierte war die andere schwedische Vertreterin,

Frl. Hulda Lundin, deren schönes, blondes Haar und helle Farben sie noch zu einer echt germanischen Erscheinung machten.

Ganz ungeniert, ob sie richtig spräche oder nicht, vorausgesetzt, dass man sie nur verstände, war Kristine Frederiksen, die dänische Delegierte. Sie war auch diejenige, die am wenigsten auf Kleidung und Äusserlichkeiten gab, ein rechter Pioniertypus ohne Weichheit. — Zwei sehr hübsche Vertreterinnen, ein junges Mädchen, Mery Toppelius und eine junge Frau, Ebba Nordquist, beide mit kurzgeschnittenem Haar, waren aus Finnland herübergekommen, Frau Nordquist in Begleitung ihres Mannes. Beide jung, anmutig und begeistert, bewiesen, dass Finnland über die harten Zeiten der Frauenemanzipation bereits hinaus ist.

Die Reihe der im Vereinsleben aufgewachsenen, der parlamentarischen Form und der öffentlichen Rede völlig mächtigen Frauen begann aber recht eigentlich erst mit den Vertreterinnen der englisch sprechenden Länder. Das Radikalste als selbstverständlich voraussetzend, schlicht, angenehm und gänzlich ohne Kampfstimmung war Frau Margareth Wyndeyr aus Sydney, Australien.

Zeichen jahrelangen Kampfes und Ringens dagegen trug Mrs. Ormiston-Chant aus London, eine der glänzendsten Rednerinnen, die ich je gehört; während ihre Kolleginnen, Frau Bedford-Fenwick, Frau Fenwick-Miller, Frl. Jane Cobden und die Gräfin von Aberdeen, obgleich sie alle für dieselben politischen Rechte, wie Frau Chant eintreten, dies mit einer fröhlichen Siegesgewissheit, einer lächelnden Selbstverständlichkeit thaten, die Sache als grandes dames betrieben und eine greifbare Verbindung von einschneidend radikalen Gedanken, gewählten Toiletten und vornehmen Formen darstellten. — Nun wären Sie, geehrte Anwesende, denn auch mit dem internationalen Element des Chicagoer Frauenkongresses bekannt gemacht. Diese, etwa 23 Ausländerinnen, zu denen noch die 15 kanadischen Delegierten kamen, wurden — gleich-

viel ob sie Vereine vertraten, offizielle Sendung hatten, oder auf persönliche Einladung gekommen waren — mit dem Gesamtnamen: die fremden Delegierten — »foreign Delegates« — bezeichnet, und waren auf diesen Ehrentitel hin vom 15. bis 23. Mai in Palmer-House die Gäste des amerikanischen Frauenrats, eines Vereins, den ich Ihnen später noch eingehend schildern werde.

Zu derselben Zeit wohnten auch die meisten Damen des amerikanischen Hülfskomitees in Palmer-House, und dies gemeinsame Wohnen, die gemeinsamen Mahlzeiten, das Treffen im grossen Empfangszimmer, die Viertel- und Halbenstunden, die man in einer traulichen Fensterecke verplauderte, während der Menschenstrom die Strassen unten, die Hôtelräume oben füllte, gehörten für die Beteiligten zu dem Anziehendsten und Fruchtbringendsten des ganzen Kongresses: hier hat man internationale Fühlung gewonnen, internationale Bekanntschaften angeknüpft, internationale Freundschaften geschlossen. — Und es liegt auf der Hand, dass für jede grosse Bewegung — mag man sie billigen oder nicht — eine persönliche Berührung der Führerinnen von unschätzbarem Werte ist. Dieselbe hergestellt zu haben, ist das eine Ergebnis des Chicagoer Frauenkongresses von 1893, was ich hiermit als Thatsache feststelle, ohne es im Sinne des linken Flügels jubelnd zu begrüssen, noch im Sinne des rechten Flügels darüber zornig zu werden.

Es ist nun meine Aufgabe, Ihnen in kurzem die Sitzungen des internationalen Frauenkongresses und deren Ergebnisse zu schildern. Diese Sitzungen wurden in acht verschiedenen Abteilungen gehalten. In der ersten beschäftigte man sich mit Erziehungs- und Haushaltungsfragen; in der zweiten mit dem Stande der weiblichen Industrie; in der dritten mit Litteratur und Kunst; in der vierten mit Armenpflege; der fünften mit Fragen der Sittlichkeit und Sozialreform; der sechsten mit Religion; der siebenten mit Politik und der achten mit Wissenschaft. In allen acht Sektionen sprachen einheimische wie

fremde Delegierte, wechselten geschichtliche Überblicke der Frauenentwicklung eines ganzen Landes mit Diskussion von Prinzipienfragen, von Fragen der praktischen Organisation und brennenden Fragen des Tages. Dem amtlichen Programm zufolge sind vom 15. bis 22. Mai täglich 14 Sitzungen und etwa 100 Reden gehalten worden.

Es ist klar, dass ich nicht allen Sitzungen persönlich habe beiwohnen können; ich muss mich daher teils auf Berichte anderer Delegierter, teils auf Berichte Chicagoer Zeitungen verlassen. Unter diesen habe ich meistens den »Herald« gewählt, weil ich wusste, dass er, wenn etwas zu bemängeln war, dies sicherlich nicht unterlassen würde. — Aus all' diesem hat sich mir nun folgendes Bild zusammengesetzt: Die amerikanische Frauenbewegung enthält ein starkes, entschieden religiöses Element; von den 77 Sitzungen des amtlichen Programms haben sich 23 allein mit praktisch-religiösen Fragen beschäftigt. Es haben da nebeneinander gesprochen Jüdinnen, Katholikinnen, die Heilsarmee, Methodisten, Baptisten, Mormonen und Unitarianer, kurz alle Bekenntnisse sind zu Wort gekommen. — Alle sind darin einig gewesen, dass die Kirche die Mitarbeit der Frau, besonders in der Armenpflege und bei der Sozialreform, nicht entbehren kann. Die meisten haben auch in der Missionsarbeit ein der Frau in hohem Masse eignes Feld gesehen. Das Centrum und der linke Flügel haben eingehend über die Stellung der Frau als Predigerin diskutiert und von dem neuen Glauben des zwanzigsten Jahrhunderts gesprochen. — Somit sind alle Schattierungen des religiösen Gedankens vertreten gewesen, sie haben sich nebeneinander geduldet und sich eins gefühlt in dem Streben, organisierte Frauenarbeit der Welt zu Nutzen zu machen, jeder auf seine Weise.

An diese religiöse Frauenbewegung reihte sich die erziehliche ganz natürlich an. Auf dem Frauenkongress selbst hat man nur den Ober- und den Unterbau des ganzen Erziehungswesens diskutiert, weil diese allein in Amerika noch

etwas zu wünschen übrig lassen, während das mittlere Stockwerk, die öffentliche, unentgeltliche Volksschule und die öffentliche, unentgeltliche, höhere Schule vorläufig ausgestaltet sind.

Aber der Kindergarten und seine Verwendung als Volkserziehungsmittel im Sinne Pestalozzi's und Fichte's ist in Amerika noch eine offene Frage. Man möchte gerne das beste daraus machen, und so besteht in Amerika die Tendenz, den Kindergarten als die normale Vorstufe der Volksschule zu betrachten. — Wenn ich die Sache recht beurteile, so ist es die ungemeine Anschaulichkeit der guten Kindergartenmethode, die Freude am Bunten, am Sicht- und Fass- und Hörbaren, die Erziehung zur Handfertigkeit, zur Beobachtung und Selbstthätigkeit, welche den Amerikanern diese europäische Geistesschöpfung so annehmbar gemacht haben. Der Amerikaner drängt eben überall auf Anschauung und praktische Fertigkeit hin; er ist in erster Linie für das Reale, der Kindergarten nun mit seiner Anschaulichkeit trägt dieser Tendenz Rechnung.

Die Stellung der Frau im Kindergarten ist nie beanstandet worden; ihre Stellung auf der amerikanischen Universität ist jedoch noch keine ganz befestigte, deshalb verhandelte man auf dem Frauenkongress darüber. — Die meisten amerikanischen Universitäten lassen allerdings Frauen wie Männer zu, doch sind immerhin noch 34 % der amerikanischen Hochschulen ausschliesslich Männern zugänglich und unter ihnen Harvard, die beste, amerikanische Universität. Die Eröffnung nun von Harvard, die allgemeine Anerkennung und Fortsetzung der Zusammenerziehung beider Geschlechter auch auf der Universität, sind ein Teil der Aufgabe, welche sich die amerikanische Frauenbewegung gestellt hat. Die Erhöhung der Stipendien, welche heute für Frauen, die sich höheren Studien widmen, etwa 4,8 % betragen, während der ganze Rest von 95,2 % für Männer reserviert ist; ferner die Vermehrung der weiblichen Professoren, deren Zahl an gemischten Universitäten heute nur 9,9 % beträgt, sind die weiteren Ziele

dieser Bewegung. Dieselbe hat ihren Mittel- und Stützpunkt in dem »Verein akademisch gebildeter Frauen«, dessen Vorsitzende Mrs. Foote-Crow, Professor für englische Litteratur an der Universität Chicago ist. Der Verein, 1881 in Boston gegründet, nimmt alle diejenigen akademisch gebildeten Frauen auf, welche an guten, amerikanischen Universitäten ihre Titel erworben haben. Er pflegt den kollegialischen Verkehr, fördert die Diskussion von Tagesfragen, sammelt statistisches Material, um den Gesundheitszustand der studierenden Frauen, ihre Zahl und die Berufe, die sie ergreifen, festzustellen und macht durch die Presse, durch Versammlungen und Vorträge für seine obengenannten Ziele Propaganda. Er hat festgestellt, dass heute in den etwa 65 Millionen Einwohner zählenden Vereinigten Staaten 60.000 Frauen akademische Studien treiben; dass von 1500 Mitgliedern des Vereins ein Drittel in das höhere Lehrfach überging, $^1/_3$ heiratete, $^1/_7$ zu Hause lebte, ohne einen bestimmten Beruf zu ergreifen, und die übrigen alle nur erdenklichen Berufe ausfüllen.

Ich habe bei diesem Gegenstande lange verweilt, weil er durch die trockene Statistik hindurch einen Blick auf die amerikanische Gesellschaft gestattet. Wir sehen da zuerst, dass die Amerikanerin völlige Berufsfreiheit hat.

Die Statistik besagt aber noch mehr: wenn in Amerika 60.000 Frauen studieren, so bedeutet dies, dass das beste Wissen der Nation und die wissenschaftliche Erkenntnis auch dem weiblichen Geschlecht zu Gute kommen; dass die Frau ebenso tief sehen und der Wahrheit ebenso in's Gesicht sehen lernt wie der Mann. Es bedeutet ferner, wenn diese Frau heiratet, den Einzug wissenschaftlicher Schulung, sachlichen Denkens und sachlichen Urteils in das Haus, die Familie; es bedeutet eine neue Generation von Müttern und Kindern. Ich sage »neu« einfach im Sinne von »anders«, ohne hier zu diskutieren, ob besser oder schlechter. — Des weiteren bedeutet es, dass die akademisch gebildete Frau, auf allen Gebieten, die sie beruflich kultiviert, die Interessen der Frau

vertritt und somit ein neuer Faktor in der sozialen wie geistigen Entwickelung des Landes wird. Es bedeutet endlich, dass sie sich dem akademisch gebildeten Manne gleichberechtigt fühlt und dem nicht akademisch gebildeten überlegen: in Sachen des reinen Erkennens beugt sich der amerikanische Mann auch sehr gern vor der gebildeten Frau. —

Und diese Kombination: akademisch gebildete Frau und nicht akademisch gebildeter Mann, ist in Amerika recht häufig und deshalb sowohl bedeutsam wie charakteristisch. — Sie erklärt sich aus folgenden Ursachen, die ich nicht auf meine eigene Gefahr hin anführe, sondern, gestützt auf die Autorität eines Professors der Universität Chicago, William Gardner-Hale, der in öffentlicher Versammlung am 26. Juni 1893 etwa dieses sagte: Unser junges Land besitzt heute noch so grosse Bodenschätze, es bietet die Bezwingung und Beherrschung der äussern Welt bei uns noch solche Lockungen, so grosse Vorteile, so unendliche Machtstellungen, dass die beste Kraft und die höchste Intelligenz der Nation sich der wirtschaftlichen Beherrschung des Landes, den praktischen Berufen zuwendet. Industrie-, Eisenbahn-, Börsenkönig sein, das ist das Ziel unserer bedeutendsten Köpfe. Der stille Dienst der Wissenschaft, die Beherrschung der Welt durch den Gedanken, ist heute bei uns weit weniger beliebt und populär. Sie sind auch weit weniger lohnend; das ist der grosse Punkt, und daher, wie gesagt, wenden unsere glänzendsten und rührigsten Männer sich vorzugsweise noch dem realen Leben zu. — Soweit Professor Hale. Ich glaube hieran folgenden Schluss knüpfen zu dürfen: Weil grossartige, wirtschaftliche und industrielle Unternehmungen auch in Amerika noch selten von Frauen begonnen und geleitet werden, diese Karriere ihnen, wenn auch nicht gerade verschlossen ist, so doch in weit geringerem Masse Erfolg bietet als dem Manne, so haben sie sich mit Vorliebe und in ihren intelligentesten Exemplaren dem Gebiet der akademischen Studien zugewendet, dessen hohe Bedeutung sie wohl erkannten, dessen Zukunft, auch in Amerika,

ihnen völlig klar war. Auf diese Art ist in Amerika eine Klasse von Frauen entstanden, welche direkt an den Quellen der wissenschaftlichen Erkenntnis steht, welche der amerikanische Mann anerkennt, respektiert, und die fest entschlossen sind, sich aus dem Wissen der Zeit Waffen zu schmieden für den Kampf der Zeit.

Um denselben möglichst erfolgreich und ungehindert aufnehmen zu können, um für ihn alle Zeit und Gesundheit zu sparen, hat die amerikanische Frau auch ihre Gedanken auf Kleiderreform gerichtet; denn sie ist der Ansicht, dass die heutige, weibliche Kleidung sowohl ungesund, wie unpraktisch ist. Es handelt sich bei der Kleiderreform in erster Linie um Verbannung des Korsets, in zweiter, um Beschaffung eines praktischen Arbeits- und Strassenkostüms für Frauen. Die Hauptneuerung am Reformkleid ist daher der kurze, nicht viel über das Knie reichende Rock. Vom Knie bis auf den Fuss gehen blaue Tuchgamaschen. Die Taille hat die Form der heute so modernen Zuavenjäckchen. Dunkel-marineblau ist meist die Farbe, der man zu Arbeitskleidern den Vorzug giebt. Man nennt diese Kleidung »Bloomer«, nach Amelie Bloomer, ihrer Erfinderin, die zu den Pionieren der amerikanischen Frauenbewegung gehört hat und gegen 1850 zuerst öffentlich so auftrat. — Damals sind ihr die grossen und kleinen Gassenjungen noch nachgelaufen, und ein Polizist musste sie und ihre Leidensgefährtin, Lucy Stone, in einer Droschke nach Hause bringen. — Heute kann eine Frau die Reformkleider ruhig auf der Strasse tragen. Ich habe Frau Sewall und Frau Avery bei einer Sitzung des internationalen Frauenkongresses darin gesehen; beide waren zu Fuss vom Palmer-House die etwa zehn Minuten bis zum Kunstinstitut gegangen. — Da diese beiden Kostüme in jener Sitzung als Anschauungsobjekte dienen sollten, und da der Saal so voll war, dass die Anwesenden wieder auf Stühle stiegen, um nur etwas sehen zu können; da Frau Sewall, die Vorsitzende, dies aus Ordnungsgründen nicht duldete, hat eine Dame aus

dem Publikum Frau Avery gebeten, sie möge doch auf den Präsidententisch steigen und von dort aus ihre Rede halten. Da der Wunsch gerechtfertigt war, ist Mrs. Avery in ihrem Bloomerkostüm auf den Präsidententisch gestiegen und hat von dort aus gesprochen. Wo das Zweckmässige anfängt, hört in Amerika das Unpassende auf.

Ebenso radikal gehen die amerikanischen Frauen in der Moral-, Sozial- und politischen Reform vor. Ich will die Hauptsachen zusammenfassend hervorheben. Es ist einer der zahlreichsten, amerikanischen Frauenvereine, welcher sich die Beschränkung und womöglich die Abschaffung des Alkoholgenusses zur Aufgabe gemacht hat. Ich meine den 1874 gegründeten Mässigkeitsverein christlicher Frauen, dessen Vorsitzende Francis E. Willard ist, eine Frau, deren Namen eine Macht bildet. — Der Verein eifert nicht und schilt nicht; er sucht zu bekehren und aufzuklären. Seine Beweggründe sind einerseits christlicher Natur: der Genuss von Alkohol erniedrigt das Ebenbild Gottes; zweitens, — wissenschaftlicher — der Genuss von Alkohol wirkt schädlich auf Körper und Geist; drittens, — patriotischer — der Genuss von Alkohol raubt dem Menschen die Selbstbeherrschung und macht ihn deshalb zu einem schlechten Staatsbürger. — All dieses bezieht sich nun auf den gewohnheits- und übermässigen Alkoholgenuss. Gegen den massvollen lässt sich das gleiche nicht sagen. Der Verein meint aber, dass niemand, der sich an Alkohol gewöhnt hat, sicher ist, dass es bei dem massvollen Genuss bleiben werde, und es nur von äusseren Umständen abhängt, ob er dem Trieb nach »mehr« widerstehen kann oder nicht. Angesichts dieser Thatsache und der Verheerungen, welche der Alkohol in der Volkskraft, besonders in der Arbeiterfamilie anrichtet; angesichts der nachgewiesenen Verbindung von Alkoholgenuss und Verbrechen sieht der erwähnte Verein in völliger Enthaltung von geistigen Getränken das einzig rationelle Mittel, um erst dem grossen Übel zu steuern und es endlich ganz auszurotten.

Der Verein hat zuerst versucht, die heutige, erwachsene Generation zu bekehren. Seit 10 Jahre fruchtlosen Kampfes ihm das Aussichtslose der Sache zeigten, hat er sich in erster Linie auf vorbeugende Erziehung der Jugend gerichtet. Seit 1883 hat in mehreren amerikanischen Staaten der wissenschaftliche Mässigkeitsunterricht in den Elementar- und höheren Schulen begonnen.

Heute ist in 42 von den 50 amerikanischen Staaten und Territorien der wissenschaftliche Mässigkeitsunterricht eingeführt und obligatorisch: 18 Millionen Kinder werden darin unterrichtet. In vielen Staaten haben die Lehrer eine besondere Prüfung darüber zu bestehen, ob die Natur der alkoholischen Getränke, ihre Bereitung, ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus ihnen auch genügend klar sind. Der Verein hat sich die grösste Mühe gegeben, klare und leichtverständliche Schul- und Lehrbücher über den Gegenstand veröffentlichen zu lassen. Er schreibt zwar den Lehrern ausdrücklich vor, jede Diskussion abzulehnen, wenn bei Besprechung des Gegenstandes ein Kind erzählt, dass die Eltern zu Hause Alkohol trinken. Trotzdem er aber jede Polemik in der Schule unterlässt, ergreift er jede Gelegenheit, auf die Jugend zu wirken. Und als am 17. und 18. Juli in Chicago ein Jugendkongress stattfand, hing in Washington-Hall eine grosse Landkarte der Vereinigten Staaten, auf der die 42 Temperenzstaaten weiss und die acht andern tief schwarz angemalt waren.

Dieser Frauenverein ist eine soziale Macht. Eine soziale Macht ruht auch in einem andern aus Frauen und Männern gebildeten Verein, der »Christlichen Liga für Sittlichkeitsreform«. Der Sitz des Vereins ist New-York, die Präsidentin Frau Elisabeth B. Grannis. Sie wohnte zur Zeit des Kongresses gleichfalls in Palmer-House; wir haben oft bei Tische nebeneinander gesessen, und lange, ehe ich wusste, welche Sache sie vertrat, war mir ihr feines, vergeistigtes Gesicht aufgefallen.

Der Verein hat in seinen Schriften wie in seinen Kongresssitzungen folgenden Grundsatz für seine Arbeit festgestellt:

In der Moral giebt es keinen Unterschied der Geschlechter; was für die Frau unsittlich ist, ist es auch für den Mann. — Die heutige Gesellschaft misst beide mit verschiedenem Masse; dies ist unchristlich, ist unheilvoll, ist ungerecht. Aus all diesen Gründen werden wir, die Mitglieder dieser christlichen Vereinigung, gegen die heute in der Welt geltende doppelte Moral für Mann und Weib arbeiten. — Der Verein ist 1886 gegründet worden. Was jene Frauen und Männer zu ihrem Entschlusse trieb, war nicht nur ihr christliches Gewissen, das sich gegen die systematische Nichtachtung des sechsten Gebots empörte; es war auch ihre ganze Kenntnis der modernen Wissenschaft, des modernen Lebens und der Zustände in grossen wie in kleinen Städten. — Diese Kenntnis haben die Frauen auf den Universitäten erworben, durch praktische Arbeit in den Stätten der Not und des Elends, durch die weiblichen Prediger, weiblichen Ärzte, weiblichen Rechtsanwälte. In diesen Fragen urteilt die amerikanische Frau aus eigener Anschauung und nach eigener Überzeugung. Beides, ihre Anschauung, wie ihre Überzeugung mögen dem Landläufigen widersprechen. Dann behält die amerikanische Frau sich immer noch vor, einmal ihre Anschauungen dem Landläufigen entgegenzusetzen und, nachdem Jahrtausende lang nach der doppelten Moral gehandelt und dabei die heutigen Zustände erwachsen sind, nun einmal das Experiment mit der gleichen Moral für Mann und Frau zu machen.

Zu den besuchtesten Sitzungen des Kongresses gehörten die über Industrie und Politik. Beide Sektionen hängen aufs engste zusammen. — So verschieden die Stellung der amerikanischen Frau auch in vielem von der der europäischen ist, in der Lohnfrage ist sie oft noch dieselbe: Frauenarbeit wird auch in den Vereinigten Staaten schlechter bezahlt als Männerarbeit. Es ist dies, wenn die Frauenarbeit der Männerarbeit gleichwertig ist, eine Ungerechtigkeit, die durch nichts entschuldigt werden kann, und man hat denn auch die heute bestehenden Lohnverhältnisse auf dem Frauenkongress als

einen Missbrauch der Macht bezeichnet. — Man war sich ganz klar darüber, dass hiermit noch nicht viel gethan sei und diskutierte deshalb die praktische Seite der Frage: Abwehr durch Organisation der weiblichen Arbeiterinnen in Gewerkvereinen. — Die Lage wurde wie folgt geschildert: Die weibliche Industriearbeiterin steht dem männlichen Industriearbeiter an Vereinsschulung, an geistiger Erziehung durchaus nach, und zwar weil ihr die Bethätigung auf politischem Gebiet fehlt. Deshalb haben die bisherigen, weiblichen Gewerkvereine wenig geleistet und wenig Einfluss. — Es fehlt an Korpsgeist, und denen, die etwas leisten wollen, fehlt es an Macht, ihren Ansprüchen Nachdruck zu verleihen, denn — es fehlt ihnen das politische Stimmrecht.

Gebt uns dies, sagen die amerikanischen Frauen, und wir erhalten auf industriellem Gebiet wie auf geistigem den gleichen Lohn; denn sowie wir Wähler sind, müssen unsere Abgeordneten, muss unsere Gesetzgebung auch unsere Interessen vertreten, oder sie verliert unsere Unterstützung.

Hier nun ist der Punkt, wo alle, die materiellen, sittlichen und geistigen Bestrebungen der amerikanischen Frau in dem politischen Knoten zusammenlaufen. Und hiermit ist zugleich der Zeitpunkt gekommen, wo ich Ihnen einen geschichtlichen Namen, den Namen von Susan B. Anthony, nennen darf, der Vorkämpferin für Frauenstimmrecht, derjenigen Frau, welcher jeder auf dem Kongress mit Ehrfurcht begegnete, vor welcher der Polizist seinen Helm abnahm, die mit ihrer hageren Greisengestalt vierzig Jahre voll Kampf verkörperte; und das ist — mag man das Ziel des Kampfes billigen oder nicht — immerhin eine achtbare Leistung. Susan Anthony war eine der Hauptfiguren des Kongresses, eine wunderbare, alte Frau, die Amerikaner nannten sie eine »grosse Frau«. Was ihr wohl durch den Kopf gegangen sein mag, als sie von ihrem Ehrenplatz auf dem Podium aus auf die tausendköpfige Menge blickte und diese grosse, jubelnde, internationale Vereinigung mit ihren ersten Anfängen verglich! —

Sie hat in ihrer teils humoristischen, teils scharfen Art einiges von ihren Erfahrungen erzählt. — Und eines ihrer Erlebnisse möchte ich, da es für Susan Anthony und Amerika entscheidend wurde, wiedererzählen. Es datiert von 1853. Im Jahre vorher war der erste Frauenmässigkeitsverein gegründet und eine Petition mit 28,000 Unterschriften ging an die Verwaltung des Staates New-York. — Der Gedanke, den Genuss von Alkohol gesetzlich zu beschränken, war damals noch ganz neu. — Bei der Verhandlung über die Petition trat daher ein Sprecher heftig dagegen auf und mit den Worten: »Wer sind denn die, welche vom Staate New-York ein solches Gesetz verlangen? Es sind ja nur Frauen und Kinder« gab er der Rolle mit der Petition und den Unterschriften einen Schlag, dass sie auf die Erde fiel, wo er sie mit dem Fuss verächtlich weiterstiess. — Susan Anthony war in der Versammlung; »und,« erzählte sie, »da fragte ich mich, warum der Name einer Frau unter einer Petition nicht ebensoviel gelte, wie der eines Mannes? Und ich war verständig genug, zu sehen, dies sei nur der Fall, weil jener Mann unter seinen Wählern eben nur Männer, aber keine Frauen habe. Hätten auch Frauen ihn gewählt, er würde ihre Unterschrift wohl anerkannt haben. — In jenem Augenblick schwor ich mir zu, dass ich bis an mein Lebensende arbeiten wolle, damit der Name einer Frau auf einem Stück Papier ebensoviel Gewicht habe, wie der eines Mannes — und seit jener Zeit hab' ich genug zu thun gehabt.«

Heute ist das Frauenstimmrecht in Amerika eine Sache, der sich die allgemeine Meinung steigend zuwendet. Die Motive sind vielfältiger Art. Man hält es für ungerecht, der Frau das Stimmrecht zu entziehen, erstens weil sie Steuern bezahlt und deshalb ein Recht hat, über die Verwendung der öffentlichen Gelder mitzuberaten. Zweitens, weil die politischen, sozialen und moralischen Verhältnisse des Landes auf die Frau ebensoviel Einfluss üben wie auf den Mann, und sie deshalb ein Recht hat, wie der Mann, ihre politischen, sozialen und

moralischen Anschauungen und Interessen zum Ausdruck, zur Vertretung und zur Herrschaft zu bringen. —

Als Steuerzahler und als Bürger haben die amerikanischen Frauen also der heutigen Auffassung nach Anspruch auf politisches Stimmrecht. — Ein praktischer Anfang ist damit bereits in dem Staate Kansas gemacht, wo alle Frauen bei allen städtischen Wahlen mitwählen und zu allen städtischen Ämtern wählbar sind. — Im Staate Wyoming besteht das allgemeine Frauenstimmrecht seit 1869. Es wurde angenommen, als Wyoming noch ein Territorium war, und als es bei wachsender Bevölkerung das Recht hatte, seinen Rang als Staat zu fordern, wurde die Frage erörtert, ob man diese Rangerhöhung nicht an die Aufgabe des Frauenstimmrechts knüpfen solle. Wyoming hat damals erklärt, dass es dann lieber Territorium *mit*, als Staat *ohne* Frauenstimmrecht sein wolle, so gut habe das letztere auf die Zustände des Landes gewirkt. — Es waren zwei weibliche Stadträte aus Kansas und Wyoming, welche in öffentlicher, politischer Versammlung das eben Angeführte erzählten und dann hinzufügten: »In keinem der beiden Staaten ist das politische Stimmrecht ein Störer des Haus- und Ehefriedens geworden. Auch die Befürchtung, dass die Frauen sich um materielle Verwaltungsfragen weniger kümmern würden, als um sittliche, hat sich als grundlos erwiesen. — Sie haben allerdings mit den sittenpolizeilichen Vorschriften, die bisher nur auf dem Papier bestanden, Ernst gemacht und haben bei den Wahlkandidaten weniger auf politische Färbung, als auf ihren ehrenwerten Charakter gesehen.« —

Nachdem die zwei Frauen so gesprochen, hat dann Herr Hoit, Exstatthalter von Wyoming, in derselben Versammlung erklärt, nach seiner langjährigen Erfahrung im politischen Zusammenarbeiten mit Frauen handle es sich da eben nicht mehr um ein Experiment, sondern es sei eine feststehende Thatsache, das politische Stimmrecht der Frau sei gut für die Frau, den Mann, die Nation und sicher auch die Welt. —

Um den vollen Sinn dieser politischen Frauenbewegung zu fassen, muss man sich viererlei gegenwärtig halten. Erstens, dass es vor 1862 ausser den Frauen noch andere politisch rechtlose Klassen in Amerika gab, z. B. die Neger; dass die Frauen die eifrigsten Anhänger der Sklavenemanzipation waren und nun plötzlich das Wunderbare erlebten, die früher missachteten, nicht einmal als Menschen taxierten Neger sich über den Kopf wachsen, zu amerikanischen Vollbürgern aufsteigen zu sehen. Und das zu einer Zeit, wo die amerikanische Frau schon ganz bewusst in der Agitation stand: Der schwarze, ungebildete Sklave stieg in die Klasse der Wähler, der Herrscher, derjenigen auf, welche die Zukunft des Landes bestimmten; die weisse Frau, selbst wenn sie gebildet war, blieb in der Klasse der politisch Rechtlosen mit den drei anderen Kategorien der von der Politik Ausgeschlossenen: den Indianern, Schwachsinnigen und Verbrechern. —

Die amerikanische Frau hat darüber sehr tief nachgedacht, und auf der Weltausstellung war in dem Staatsgebäude von Kansas ein Resultat dieses Nachdenkens, eine bildliche Darstellung ihrer selbst und ihrer politischen Mitbrüder, des Indianers, Idioten und Verbrechers zu sehen. —

Man muss sich zweitens gegenwärtig halten, dass in Amerika jeder, auch der ungelehrteste, verworfenste Mann und Fremde nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten das Wahlrecht erwirbt, während eine amerikanische Patriotin wie Susan B. Anthony ihr Lebelang politisch rechtlos geblieben ist und das eine Mal, als sie sich erlaubt hat, an die Wahlurne zu gehen, gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt wurde.

Man muss sich drittens sagen, dass die amerikanischen Frauen sich in ihrer ganzen Reformarbeit, bei allem, was sie Umfassendes unternehmen wollen, durch ihre politische Rechtlosigkeit, durch Mangel an direktem Einfluss auf die Gesetzgebung gehindert, gehemmt, gefesselt fühlen.

Und viertens muss man sich gegenwärtig halten, dass die

amerikanische Politik und Gesetzgebung nicht in den reinsten Händen liegt; dass die politischen und Verwaltungsverhältnisse Amerikas sehr korrupte und bedenkliche sind; dass ganz schamloser Stimmkauf, Bestechung öffentlich getrieben werden; dass die guten und die besten Männer in der Verdammung dieses Systems mit den Frauen ganz einig sind, und die politischen Verhältnisse Amerikas durch Eintritt einer neuen, von sittlichen Grundsätzen erfüllten Wählerklasse nur gewinnen könnten.

Das ist der Sinn eines Satzes, den ich die Stadträtin von Kansas aussprechen hörte, und der mir so energisch im Gedächtnis geblieben ist: »Wir wollen politische Ämter wieder zu Ehrenämtern machen.« — Dies ist thatsächlich die Tendenz, welche die amerikanischen Frauen einesteils bei ihrem Kampf um das politische Wahlrecht leitet. Andererseits ist das politische Stimmrecht ihnen heute allerdings auch der Schlüssel zu allen anderen Rechten und hat darum auch den grössten praktischen Wert.

Und die amerikanischen Frauen sind fest entschlossen, ihre Ansprüche durchzusetzen. Sie wollen eine Macht bei sich werden, in ihrem Lande, und weil sie sich eins fühlen mit den Frauen aller Länder, so auch eine internationale Macht. — Die letzte Sitzung des Kongresses war diesem Gedanken gewidmet. — Macht beruht auf Einigkeit, dies haben sich die amerikanischen Frauen bereits vor Jahren gesagt, und deshalb haben sie versucht, die ganze organisierte Frauenbestrebung ihres Landes in einem Punkt zu konzentrieren, d. h. sie haben den amerikanischen Frauenrat gebildet.

Der amerikanische Frauenrat, National Council, ist keine Verbindung von Privatpersonen, auch keine Verbindung von Lokalvereinen, sondern er giebt seine Mitgliedschaft nur den jeweiligen Präsidentinnen aller das ganze Land umfassenden Frauen-Vereine. Er vertritt selbst keine Tendenz, er lässt alle bestehenden Tendenzen gelten, vorausgesetzt, dass sie zur Freiheit führen, und er ist so ein Knotenpunkt der ver-

schiedensten Bestrebungen und Kräfte. Er ist in der vollen, bewussten Absicht gebildet, geschlossenste Organisation, einmütigstes Handeln zu ermöglichen, alle Interessen der Frau dauernd zu vertreten und, solange die Frau vom Männerparlament ausgeschlossen ist, ein ständiges Frauenparlament zu schaffen, bei dem Klagen vorgebracht und Rechte nachgesucht werden können; eine Frauenvereinigung, die bei streitigen Fällen befragt wird und durch die Fülle ihres Wissens von allem, was die Frau will, ist, leistet und nicht leistet, zur Autorität wird. —

Nationale Verbindungen dieser Art bestehen bereits in Frankreich, Dänemark und Belgien. Dieselbe Organisation auf alle Länder auszudehnen, in jedem Lande eine solche Pflanzschule der gegenseitigen Duldung zwischen Vereinen, des sachlichen Verkehrs zwischen Personen einzurichten — dieser Gedanke ging naturgemäss aus dem bereits Bestehenden hervor.*)

Den Tag zu sehen, an welchem die Vorsitzenden all' dieser nationalen Frauenverbände sich in einem internationalen Frauenrat zusammenfinden würden, um die die Welt umspannenden Interessen der Frau -- welche zugleich auch die der Menschheit sind — zu vertreten, war der Schlussgedanke des Kongresses, dessen Grundprinzip: »Ihr könnt die Welt nicht ohne uns regieren, noch vollenden« — jetzt in seiner ganzen, amerikanischen Thatsächlichkeit vor Ihnen steht. — Noch ganz anders greifbar wird es Ihnen werden, wenn erst die Akten des internationalen Kongresses gedruckt sind,**) in jeder Frauenbibliothek als unentbehrliches Nachschlagebuch stehen und eine Basis für die Kulturleistung der Frauen der Welt abgeben werden. Eine solche Basis geschaffen

---

*) Der Verband deutscher Frauenvereine ist im März 1894 unter dem Vorsitz von Frl. Auguste Schmidt bereits in's Leben getreten.

**) Die Akten sind jetzt in einem Band veröffentlicht. Preis 15 Mk. Chicago. Rand, Mc. Nally & Co.

und die persönliche Fühlung zwischen den Leiterinnen der Bewegung hergestellt zu haben, sind die zwei Ergebnisse des internationalen Frauenkongresses, die heute bereits feststehen.

Diese Bestrebungen werden nun noch lange nicht von der ganzen amerikanischen Bevölkerung geteilt. Sie sind Eigentum der Fortschrittskreise der Nation. Diesen Fortschrittskreisen und allen, die ihnen zustimmen, aus der Seele gesprochen, war die Pfingstpredigt, mit welcher am Sonntag, den 21. Mai der internationale Frauenkongress schloss.

Diese letzte, grosse Versammlung fand in Washington-Hall statt. Achtzehn weibliche Prediger der verschiedensten religiösen Richtungen sassen auf dem Podium. Die Einleitungs- und Schlussformeln sprach Fräulein Clara Bartlett, freireligiöse Predigerin; die Predigt selbst hielt Reverend Annie Shaw von der Methodistengemeinde. »Die Freunde »des Lichts,« sagte sie, »sind eins; gleichviel ob Mann ob »Weib, und ihr Gott ist eine Macht, ein Streben zum »Guten, gleichviel wo, wann und wie. — Die Kenntnis dieser »Wahrheit soll und wird uns frei machen. Sie wird uns helfen, »die Welt in neue Bahnen zu lenken und statt in alten »Traditionen weiter zu leben, uns selbst unsere eigenen Gesetze »zu geben. Das wird Kampf kosten; aber wer diese Wahr»heit einmal erkannt, wer sie als Wahrheit erkannt, wer das »Recht der Frau erkannt, wer es als Recht erkannt, der muss »auch den sittlichen Mut haben, es auszusprechen und danach »zu handeln, unbekümmert um das Geschrei der Menge und »den Lärm der Strasse. Man muss auch hart sein können »im Guten. Wer das erkannt hat, muss ein Kämpfer »sein, er hat höhere Ordre bekommen und muss aushalten »auf dem Posten, der ihm angezeigt. Und wer so der Wahr»heit treu ergeben dient, den wird auch sie nicht verlassen. »Musik in Front wird es taktmässig in geschlossenen Reihen »vorwärts gehen.« — Mit einem Gleichnis schloss Annie Shaw: »Im Tumult der »Schlacht,« sagte sie, »war der junge Fahnen»träger seiner Kolonne weit vorangeeilt. Der Führer rief ihn

»zurück. »Zur Mannschaft rückwärts kommt die Fahne nicht,« »war die Antwort, »die Mannschaft muss zur Fahne kommen!« — »So stehen wir auch heute,« fuhr Annie Shaw fort. Auch »uns ruft man zu: Ihr geht zu weit, ihr fordert Unmögliches, »ihr wollt die Welt verändern, die Natur lässt das nicht zu — kommt zurück! — Und wir müssen darauf sagen wie jener »Fahnenträger:« Rückwärts zur Mannschaft kann die Fahne »nicht; die Mannschaft muss zur Fahne kommen!« — Damit ist meine heutige Aufgabe vollendet. Ich wollte und musste Sie bis an das äusserste Gebiet der amerikanischen Frauenbewegung führen. Wie Sie über die Ziele derselben nun auch denken mögen — das eine glaube ich festgestellt zu haben: dass es sich hier um eine ernste, mit Sach- und Lebenskenntnis unternommene, seit 40 Jahren systematisch organisierte Bewegung handelt; um ernste Arbeit, um bewusste Arbeit; um Zusammenarbeit mit Männern; um eine Bewegung tiefeinschneidender Natur; eine internationale Bewegung grossen Stils, eine Bewegung, die, in grossem Sinn geführt, heute bereits in Amerika eine reale Macht ist, und deren Leiterinnen für ihre Zukunft, wenn es sein kann friedlich, wenn es sein muss, rücksichtslos entschlossen eintreten werden. Ich habe Ihnen jenes Gleichnis von der Fahne gesagt, nicht weil ich Sie damit auffordern will, zu dieser Stunde und in diesem Lande diese Fahne aufzupflanzen, sondern weil zur Charakteristik der amerikanischen Frauenbewegung eben dieses Wort gehört; weil dieser Enthusiasmus zu dem besten zählt, was die amerikanischen Frauen heute zu besitzen glauben, und weil ich, dem Motto meines Vortrags getreu, nichts verschweigen durfte; lautete dieses Motto doch: Prüfet alles und das beste behaltet!

Die Frauenfrage.

Gesellschaft. Mai 1894.

Ist sie heute wirklich noch eine »Frage«? Insofern sie praktisch noch nicht gelöst — ja; insofern ihre Existenz heute unbestritten — nein. — Die Frauenfrage hat allmählich die bekannten drei Stadien durchgemacht, das des Spottes und der Verachtung, der leidenschaftlich persönlichen Erörterung, endlich der sachlichen Diskussion; damit ist sie aus einer »Frage« zu einer »Sache« geworden, und statt von »Frauenfrage« sollte man heute von »Frauensache« reden.

Ja, wenn man nur einmal so recht gründlich und offen darüber reden könnte, das wäre für beide Teile sehr wünschenswert. Nietzsche fasst das etwa in die Worte zusammen: »Lasset uns nur davon sprechen, oh ihr Weisesten, ob es gleich schlimm ist, Schweigen ist schlimmer, denn alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig.« Und es giebt viele solcher verschwiegenen Wahrheiten in der Frauensache. Die Frauen selbst, und gerade die weitsichtigsten unter ihnen — sind in dieser Hinsicht sehr zurückhaltend, besonders Männern gegenüber, so dass es garnicht leicht ist, ihre innersten Gedanken wirklich kennen zu lernen. Sie sind sehr zurückhaltend und das aus guten Gründen: erstens, weil sie es durchaus nicht immer mit jenen »Weisesten« zu thun haben, die Nietzsche anruft; zweitens, weil sie sich über die Tragweite, das Dynamit in ihren Ideen, sehr klar sind; drittens, weil sie ihre Ideen erst ausprobieren und nach experimenteller Methode verfahren wollen. —

Und der Schriftsteller, der solche Frauen hat sprechen hören und glaubt, sein volles Herz nicht wahren zu können? Nun, der bekommt meist ein litterarisches Maulkörblein vor, und was er geradezu heraussagen wollte, muss er hinter die spanische Wand des Fremdwortes oder der Gedankenstriche flüchten. — — — Da stehen sie, diese kleinen, schwarzen Ameisen; sie haben manchen Menschen vor dem Verbrannt- oder Gehängt-

werden geschützt. — Sie haben aber auch manchem tapferen Gedanken, mancher heilsamen Wahrheit das Leben gekostet und sind immer ein Zeichen dafür, dass an dieser Stelle etwas Totes, etwas Stummes verscharrt liegt, das eigentlich gern hätte leben und reden wollen: »avis au lecteur!« —

Also wir sprachen von der Frauensache, und ich machte Betrachtungen über deren unergründliche Tiefen. Das war vielleicht nicht ganz recht; denn was ist am Ende klarer als die Parteistellung in dieser Sache: hie Welf, hie Waibling, — hier die Männer, da die Frauen, und — rein theoretisch betrachtet — erstere, trotz ihrer vorteilhafteren Stellung, trotzdem sie die Sonne und den Wind nebst Staub im Rücken haben, zur Niederlage vorherbestimmt. Denn mit der Lösung der Frauenfrage verliert der Mann eine Ausnahms-, eine Herrscherstellung, die er in absehbarer Zeit nicht wieder gewinnen wird — wenigstens nicht als Geschlecht; der einzelne mag und wird den Kampf darum wohl auf eigene Hand führen. Theoretisch betrachtet liegt die Sache aber so: Von dem bevorrechtigten Wesen wird der Mann zum gleichberechtigten, von dem übergeordneten zum nebengeordneten; die soziale Syntax löst sich plötzlich in lauter coordinierte Hauptsätze auf, und das »alte Verhältnis« von Haupt- und Nebensatz wird ins Fabelbuch geschrieben. Mit einem Wort, an die Stelle des aufgeklärten Despotismus tritt parlamentarische Regierung; oder, wie Frau von Suttner sagt: die Frau ist grossjährig geworden, und das preussische Landrecht: »In gemeinschaftlichen Angelegenheiten giebt der Wille des Mannes den Ausschlag« — muss umgearbeitet werden.

Die Männer müssten nun Engel und nicht Menschen sein, sollten sie von dem Sockel, auf den Gewalt sowie wirkliche Leistungen sie gestellt haben, freudejubelnd heruntersteigen oder mit einem »bitte freundlichst« der Frau neben sich Platz machen. Es handelt sich hier um Grösseres, als um einen guten Sitz im Theater oder Tramway, den man wohl einer Dame abtritt; es handelt sich darum, einen Thron

aufzugeben, und das haben von hundert europäischen Monarchen meines Wissens kaum zwei vermocht. — Kein Wunder also, dass sehr viele Männer sich jetzt im Gegenteil erst recht gross und breit auf ihrem Thron hinsetzen und bei der geringsten Annäherung sich aufs gröbste und wütendste wehren. Das ist nicht hübsch, aber sehr menschlich — fast hätte ich geschrieben »männlich«, denn, weiss Gott, man hat Entsagung seit zu langer Zeit der Frau allein gepredigt, als dass sie dem Manne geläufig sein könne.

Aber die Frauensache hat unter Männern auch ihre Freunde und Liebhaber; sie sind oft ein wenig Theoretiker dabei, weil eben ihre persönlichen Neigungen sich mehr auf das Weib richten, als auf die Frau; aber sie denken imgrunde zu klar, um einer ernst strebenden Frau ihr »Recht« vorenthalten zu wollen, mit dem kleinen Vorbehalt, dass sie für ihr Haus die »petite femme« vorziehen und bei der neuauftauchenden »grande femme« es nicht unterlassen können, die alten, kleinen Mittel versuchsweise immer wieder anzuwenden.

Es giebt aber auch Männer, die in der Frauensache nicht nur gerecht denken, sondern auch gerecht fühlen. Sie warten nicht, bis man sie bittet, den Platz zu räumen, sondern sie machen es sich zur Ehrensache, das freiwillig abzutreten, was ihnen nicht von rechtswegen zukommt. Mag ein solcher Mann sich den Entschluss dazu in der »Republik« des alten Plato geholt haben, oder aus den Aufsätzen des neuen Carneri, oder endlich aus den eigensten Erfahrungen seines modernen Lebens — gleichviel, er thut es um der Gerechtigkeit willen und um so voller, je sicherer er seiner selbst und seiner Kräfte ist. So etwa denken gerechte Männer über die Frauensache — ob aber nicht auch sie manches verschweigen, manche Besorgnis für sich behalten, das mag dahingestellt bleiben. Denn es giebt thatsächlich, ausser gerechten Männern, auch verschwiegene Männer, und ist in dem letzten Jahrzehnt gleich das männliche Geschlecht oft in etwas düsteren Farben ge-

malt worden — was wahr ist, muss wahr bleiben, und käme man in den Verdacht pro aris et focis zu kämpfen.

Und das geschieht wirklich. Pro aris et focis — für Haus und Herd kämpfen die Männer wie die Frauen heute in der vielgenannten Frauensache. Erstere, um ihren bevölkerten Herd nicht vereinsamen zu sehen, letztere, weil sie lieber einen einsamen Herd ihr eigen nennen wollen, als die longas catervas wartender Frauen ins Unendliche fortsetzen. Aber ich bin vielleicht nicht verständlich genug: Solon, der alte Grieche, hat es vor grauen Jahren deutlicher gesagt (er sagte es auf Griechisch, und dabei ist ja das Nackte erlaubt), er sagte also: »Wir haben Courtisanen für unser Vergnügen, Konkubinen für unsere Bedienung, Gattinnen, die uns Kinder schenken und unseren Haushalt treulich führen.« — Man halte es ihm zu gute, er war eben ein heidnischer Grieche, der da hinten, weit bei der späteren Türkei und dem üppigen Asien wohnte; auch lebte er in alten Zeiten, wenn ich nicht irre im sechsten Jahrhundert vor Christus, in Zeiten, die vergangen sind; daher bei ihm dies unverblümt naive Geständnis, dass er, der Mann, zum mindesten drei Frauen braucht: die legitime Hausfrau, der er die legitime Rasse verdankt, er achtet sie, schützt sie — und langweilt sich bei ihr; die zweite, seine Sklavin, seine Leibeigene — eine Figur, die schon in der Geschichte des Erzvaters Abraham auftaucht, dort hiess sie Hagar, in Griechenland etwa Briseïs oder Polyxena, eine Figur im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn sie sagt an: Schach der Königin; die dritte endlich mit ihrem freien, emanzipierten Verstande, des Mannes Geist verstehend, vielleicht als Person zu achten, aber nicht als Stand, und mochte sie noch so hochbegabt sein, neben dem Mann, der die höchsten Ämter bekleidete, doch nur eine geistreiche Hetäre: er war und blieb dieser drei Frauen offizieller Herr und Meister, sie wurden etwas nur durch ihn.

Aber das sind ja eben alte, verjährte Sitten und Geschichten, die man aus sicherer Entfernung mit Recht als roh

und ungerecht brandmarkt. »Man«? ich hätte schreiben sollen »der Mann«, denn, es ist sehr seltsam, und ich fürchte, bald werden die Gedankenstriche kommen müssen: es giebt nämlich eine ganze Anzahl Frauen, die behaupten — nun, dass die Auffassung des Barbaren Solon heute in ganz Europa nicht nur besteht, sondern noch »zu Recht« besteht. »Dies,« sagen die Frauen, ist der punctum puncti; wird hier nicht geändert, so hilft alles »Lösen« der Frauensache nichts: das Haus ist aus dem Lot, man muss abreissen und neue Grundmauern legen.« —

Nun frage ich: wie kommen Frauen auf solche Anschauungen? In der Mädchenschule haben sie die doch nicht gelernt, denn da werden sie unterwiesen von der Blüte akademischer Jugend, der weibliche Einfluss wird in den wichtigsten Entwicklungsjahren sorgfältig von ihnen ferngehalten, und es liegt doch auf der Hand, dass Frauen nur von Frauen solche Anschauungen lernen können, da Männer sie nicht teilen. — Auf Universitäten gehen die Mädchen auch nicht — da soll es ja allenfalls ein wenig bunt hergehen; aus Thekla Gumpert und Frieda Schanz lernen sie gewiss nur das Mannesideal kennen; die Kreuzersonate bekommen sie nicht zu lesen ... sollten etwa leichtsinnige Ehemänner aus der Schule geplaudert haben? Doch was ist da zu plaudern? Heute fordert der Kampf ums Dasein seinen ganzen Mann, wer hat da noch Zeit, wilden Hafer zu säen; und was Deutschland betrifft, so ist es eben Deutschland, das Germanien des Tacitus, der da sagt: »Etwas Heiliges und Göttliches verehrt der Germane im Weibe« — und »sanctum aliquid et divinum« lesen es seit Generationen die deutschen Primaner ihm nach. — Wenn das kein Beweis dafür ist, dass die Frauen irren, wenn sie die europäischen und besonders die deutschen Männer noch auf dem Standpunkt des Solon wähnen! Denn das kann doch keine Frau wissen, dass derselbe Knabe, der in Prima den Tacitus studiert, in Sekunda den Sallust gelesen hat, und zwar »die Verschwörung des Catilina«, ein Werk feinster Zer-

legung, würdig der Feder eines Maupassant, die Schilderung eines Idylls von Mord, Gier, Ausschweifung und Frechheit, voll der herrlichsten indirekten Reden, der köstlichsten Akkusative mit folgenden Infinitiven, ein Meisterwerk lateinischen Stils, in dem die Frau eine der edelsten Rollen spielt. Kurz eine treffliche Schulung für den heranwachsenden Jüngling; — aber wie gesagt: welche Frau kann davon etwas wissen?

Und wenn sie etwas davon weiss? Oh, dann wird die Sache böse; das geht sie wirklich nichts an; sie sollte die Augen schliessen; es ist nicht hübsch, wenn eine Frau die Nachtseiten des Lebens kennt und nun gar davon spricht — — — — nein, hier muss ich Gedankenstriche machen.

Es ist also ganz unerfindlich, wie Frauen auf jene solonische Auffassung deutscher Zustände gekommen sind; wäre es aber erfindlich oder, wie manche behaupten wollen, gar berechtigt, so lässt sich da kurzer Prozess machen: es hat die Welt, es hat jeder Mann zehn, ja hundert Mittel, eine solche Frau oder solche Frauen so blosszustellen, mit einem Wort, einem Lächeln, einem Achselzucken sie so herabzusetzen, dass ihnen die Lust zu weiteren Schritten vergeht; nicht wahr, das liegt auf der Hand?

Vielleicht ist es aber nicht klug, die Frau so zum äussersten zu treiben. Sie ist dann im stande, sehr unangenehm zu werden, und bekanntlich ist nichts unklüger, als einem Gegner zum Märtyrertum zu helfen; schon Seneca fand den Satz, dass non frustra nascitur qui bene moritur — und er ist ein glaubwürdiger Mann. — Daher ist es vielleicht besser, ruhig und sachlich das im Punkt der Frauensache zwischen den Geschlechtern bestehende Missverständnis aufzuklären.

Es sind die Frauen, die eine Beschwerde führen. Kurz zusammengefasst lautet die Beschwerde, wie folgt:

Die Frau behauptet, dass der Mann sie sich nur in einer der drei solonischen Kategorien vorstellen kann — seine Mutter und Schwester etwa ausgenommen; dass er sie als sachliche Arbeiterin, als Mensch — sich aber nicht denken

kann; dass dies die Wurzel alles Übels ist, hier der Kernpunkt der Frauenfrage liegt und hier geändert werden muss.

Und diese Änderung würde bewirkt werden? Nun, dadurch, dass eine Zahl Frauen auftritt, die als sachliche Arbeiter so allgemein anerkannt werden, die als Menschen, als Kulturmenschen so unbestritten dastehen, dass es von da an in das allgemeine Bewusstsein und in die öffentliche Meinung übergeht: die Frau sei Frau, sei Mensch in erster Linie und Weib nur da, wo Sachen und Gedanken schweigen, und Leidenschaft und Sinn in ihre Rechte treten.

Mit einem Wort: die Frau hört auf, nur Weib zu sein, und in der Gattung Weib, die bisher allgemein die einzig anerkannte war, bildet sich eine neue Art: die »Frau« im eigentlichen Sinne, die »moderne Frau«.

Diese »moderne Frau« ist nicht die Frau der Decadence, der Überreife und Überkultur, nicht die Frau, wie sie Bourget und Maupassant schildern: das Kind flatternder Geselligkeit, des Salons, der Mode, des geschäftigen Müssigganges. — Sie ist in erster Linie eine geistige Arbeiterin. In der Litteratur ist sie bisher fast noch garnicht geschildert, wenigstens noch nicht naturwahr und ganz durchgeführt, und im Leben ist sie auch noch nicht anerkannt, sondern sucht sich erst ihren Platz zu erwerben.

Zu erwerben? Wir wollen es doch gerade heraussagen — zu erkämpfen. Und damit geht die Frauenfrage auf das Gebiet der Naturgeschichte über. Wenn etwas, so ist die moderne Frauenbewegung ein Beweis für den Darwinismus.

Hier ist eine Gattung, »das Weib« — die durch jahrtausendjährige, sich im Grunde gleichbleibende Lebensbedingungen nach einer, sich im Grunde gleichbleibenden Richtung hin gezüchtet worden ist. Kennzeichen der Gattung: das Ewig-Weibliche, Schönheit, Schwäche, Unterordnung und List. —

Nach mehreren Jahrtausenden dieser Züchtung treten nun Umstände ein, welche die bisherigen Lebensbedingungen

der Gattung Weib verändern. — Die Angehörigen der Gattung beginnen, sich unbehaglich zu fühlen, ihre Existenz wird bedroht, d. h. diejenige Umgebung, in die sie mit ihrer bisherigen Organisation hineinpassten, wird ihnen entzogen, und eine andere Umgebung tritt langsam an die Stelle: die Familie, das Haus, worin das Weib gedieh, wofür es sich entwickelt hatte, entzieht sich ihm; die Welt ohne den Frieden der Familie und des Hauses tritt an seine Stelle. —

Was thun? Entweder Vertilgungskrieg der Spezies Weib unter einander, bis nur noch soviel Individuen übrig sind, wie in dem Überrest der alten Lebensbedingungen eine Existenz finden können — oder: Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse. — Zu ersterem lässt es eine vorgeschrittene Kultur nicht kommen; die Gattung Weib betritt also den Weg natürlicher Anpassung. Wenn wir deutlich sprechen wollen: aus dem Zustand des geschützten und zugleich abhängigen Haustier Weib wird das unabhängige, ungeschützte Kampftier, die moderne Frau, oder kurzweg die Frau. — Und die Folgen dieser Anpassung? Nun, das Weib hat eine Reihe neuer Eigenschaften zu erwerben: Kraft, Mut, selbständigen Willen, drei Kampfmittel der Welt, drei neue Artzeichen, über welchen wahrscheinlich Schwäche und Unterordnung sich zurückbilden und verkümmern werden, List vielleicht bleibt, und bei der Schönheit die Sache noch unentschieden ist. Denn Schönheit kann dem Weibe, das sich zur modernen Frau entwickeln will, je nach Umständen verderblich oder dienlich sein. — Es eignen sich nun natürlich gerade solche Individuen zur Anpassung an die neuen Lebensverhältnisse, die jene neuen Eigenschaften, Kraft und Mut, Willen, in der Anlage schon besitzen; sie sind die Stärkeren und Bevorzugten im Kampf ums Dasein und werden, falls die neuen Lebensbedingungen dauern, einmal die Überlebenden, die Anerkannten sein. — Nicht heute und nicht morgen, denn die Zahl ihrer Gegner ist sehr gross. Gegner sind von vorneherein alle, mit denen die neue Art als Arbeiter in Kon-

kurrenz tritt, in erster Linie also die Gattung Mann; in zweiter Linie ist es die Gattung Weib selbst. Eigentlich sollten die Vertreter der Gattung Weib der Entwicklung der »Frau« allen Vorschub leisten, denn diese Entwicklung befreit sie anscheinend von ebensovielen Konkurrenten. Nun spielt hier aber ein seelisches Motiv herein: die Entwicklung zur Frau wird instinktiv als eine »höhere Entwicklung« empfunden, als etwas neues, das immerhin reizvoll wirken könnte, und zwar reizvoll auf die Gattung Mann. Da diese Gattung Mann aber die eigentliche Existenzbedingung der bisherigen Gattung Weib ausmachte, darf das Weib ihr Ein und Alles nicht unter einen neuen Zauber fallen lassen, und daher ist, im Prinzip, das richtige Weib auch eine Gegnerin der Frau. So etwa verfolgten in schlammigen Urwäldern die ungeschwänzten Weibchen einer Art die geschwänzten Schwestern, und was ausschliesslich im Wasser lebte, verachtete die neu entstehende Art der Amphibien als eine rohe und freche Neuerung. Es ist eben schon alles einmal dagewesen.

Das Entstehen der Spezies »Frau« ist auch nichts neues, oder besser: das Streben nach ihrem Entstehen ist nichts neues. Im allgemeinen allerdings und in der grossen, überwiegenden Mehrzahl ist das Weib, seit es existiert, Weib gewesen; so weit aber die Geschichte reicht, hat die Gattung Weib immer und immer wieder Individuen hervorgebracht, die über das Weib hinaus, die Entwicklung der Frau einschlugen. Der Umstand ist recht wichtig; er beweist, dass die Entwicklung des Weibes zur Frau nicht nur ein Produkt der Not ist, sondern ein der Gattung Weib natürliches, innewohnendes Streben, das sich immer wieder Bahn gebrochen, wo die Gelegenheit dazu gegeben wurde. Es bedeutet zugleich, dass die Gattung Weib ihre natürliche Entwicklung noch nicht vollendet hat, dass gewisse natürliche Anlagen dieser Gattung sich noch nicht ausgebildet haben, gewisse Organe noch nicht genügend benützt, ja infolge jahrtausendelangen, mangelhaften Gebrauchs geradezu verkümmert sind, während die anerkann-

ten und gesuchten Eigenschaften des Weibes sich auf Kosten der nicht gewünschten ausbildeten. Auch hier wieder das Gesetz von Nachfrage und Angebot, ganz instinktiv befolgt.

Nur bei Frauen, die es nicht nötig hatten, oder es nicht für nötig hielten, sich marktfähig zu machen, werden sich also die ersten Ansätze des eigentlichen Frauentypus finden, und solche Frauen waren in erster Linie die Fürstinnen, in zweiter die Priesterinnen. In diesem Sinne sind die Königin von Saba, sind eine Reihe ägyptischer Prinzessinnen, die Seherin Kassandra und die Brukterin Veleda Vorläuferinnen der modernen Frauenbewegung: sie haben amtliche, vom Manne unabhängige Stellungen gehabt, und man hat sie unter einem Gesichtspunkt auffassen müssen, der nicht mit den drei solonischen Kategorien stimmt. — Neben ihnen stehen die kriegerischen Frauen, die ihr Leben für eine »Sache« in die Schanze schlugen, von Judith bis zu Jeanne d'Arc und Charlotte Corday; endlich die hochbegabten Frauen, wie Sappho, die sich Künsten oder Studien widmen, und zu denen heute im Prinzip alle gehören, die sich durch geistige Arbeit unabhängig machen, also die grosse Zahl der lehrenden, der schreibenden Frauen und der Künstlerinnen. — Aber auch weniger glänzende Vorläuferinnen der Frauenbewegung sind zu nennen: manche von den »Hexen« des Mittelalters ist nur eine wissensdurstige Frau gewesen und gleich den alten Kräuterfrauen und den Hebeammen eine Vorläuferin der modernen Ärztin.

Auch darüber braucht man sich nicht im Unklaren zu bleiben, dass die griechischen und römischen Hetären gleichfalls Ahnen der modernen Frau sind: die geistige Kraft einer Aspasia ist ein Teil der Geschichte geworden, und damit bricht sich eine geistige Wertschätzung der Frau Bahn, die besonders in Frankreich heimisch ward. Allerdings, es ist diese Scheidung zwischen dem geistigen und dem sittlichen Wert, wie er bei der Hetäre meist eintrat, nicht ganz ohne Folgen gewesen; sie ist vielleicht heute noch nicht vergessen, und vielleicht merkt die moderne Frau auch heute noch etwas

davon, dass lange Zeit hindurch ein kluger Frauenkopf von leichten Sitten als untrennbar galt. —

Fürstinnen, Priesterinnen, Gelehrte, Künstlerinnen und Hetären wären also die Ahnen der modernen Frau; zu ihnen gehören noch alle, die, unbekannt und ungenannt, mit Kraft und Mut sich über den Rahmen des Weibes hinaus entwickelt haben und sich, auch wenn sie einer der drei solonischen Kategorien angehörten, die Stellung der gleichberechtigten Frau erwarben. Jede von ihnen war ein Experiment der Natur, ein Schritt, mit dem sie versuchte, sich dem neuen Typus, dem Frauentypus zu nähern. Die Bildung dieses neuen Typus hat jahrtausendelang gedauert und dauert noch heute; sie hat zahllose Versuche erfordert und zahllose Opfer. Hunderttausendmal ist das neue, sich entwickeln wollende Wesen von der alten, schon fertigen Spezies besiegt und getötet worden: es waren eben Übergangstypen vom Weib zur Frau, und Übergangstypen sind, weil sie über ihre gegebenen Daseinsbedingungen herauswachsen, meist nicht lebensfähig.

Wir wollen uns deshalb darüber keine Illusion machen, dass es eins der schwersten Geschicke ist, von der Natur zum Übergangstypus bestimmt zu sein; auch darüber nicht, dass die Reihe der Übergangstypen vom Weib zur Frau heute noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern im Gegenteil sich ungemein bereichert hat: jedes Weib, das heute durch Vererbung ausschliesslich weiblicher Anlagen sich ausschliesslich zum engsten Beruf des Weibes bestimmt fühlt, das garkeine Neigung und garkeine Kraft hat, sich zur Frau weiterzubilden und doch durch die Verhältnisse dazu gezwungen wird — ein jedes solches Weib ist ein Übergangstypus und kein beneidenswerter, denn es trägt auf unwilligen oder unfähigen Schultern eine schwere Last. —

Übergangstypen sind aber auch diejenigen Frauen, die sich zwar voll und ganz als »Frauen« fühlen, denen aber entweder die Verhältnisse oder ihre körperliche Anlage das wirkliche Ausbilden zum reinen, neuen Typus nicht gestatten. —

Sie schleppen für gewöhnlich an einer erblichen Belastung in physischer oder materieller Hinsicht. Diese Tragödie ist heute auch sehr häufig, und es sind oft herrliche Formen, die die Natur unbekümmert verwirft. Sie verfolgt eben nur die Entwicklung der Spezies, und der einzelne gilt ihr nichts.

Das Ziel dieser Entwicklung ist anscheinend: alle Individuen, die als Weib nicht versorgt werden können, zum Kampf ums Dasein zu befähigen; den Hervorragenden unter ihnen freie Bahn zu schaffen und selbst eine grosse Anzahl derer, die als Weib leben könnten, in die Entwicklung der Frau hinüberzuziehen.

Täuscht nun nicht alles, so ist diese neue Typenbildung langsam im Siegen begriffen: das Weib entwickelt sich zur Frau, die einen passen sich den veränderten Lebensbedingungen an, die anderen suchen dieselben sogar, da sie von vornherein Anlagen dafür haben, Anlagen zu geistiger Arbeit und selbständigem Handeln, die in dem bisherigen Lebenskreis des Weibes verkümmert wären. —

Sollte nun der neue Typus endgiltig siegen, so werden sich an diesen Sieg die folgenschwersten Veränderungen der Gesellschaft knüpfen: die Frau, als geistige Arbeiterin, als denkender Mensch, als Kulturarbeiter anerkannt, wird ihrer Unterdrückung oder Unterordnung entschieden entgegenarbeiten. Besonders wird sich diese Arbeit auf das sittliche Gebiet, auf zwei der solonischen Kategorien erstrecken. Und da sind nun, logisch, zwei Ausgänge möglich: entweder die Frau wird die Sittenfreiheit des Mannes nebst seiner Straflosigkeit auch für sich verlangen; oder sie wird verlangen, dass der Mann sich zu den sittlichen Grundsätzen der Frau bekehre. — Dass ersteres Verlangen gestellt werde, glaube ich nicht; die wirklich moderne Frau ist bei all ihrer Sachlichkeit, oder vielleicht gerade deshalb, keuscher als das Weib. Sollte es aber dazu kommen, und die Frau bei sittlichen Vergehen ebenso straflos sein wie der Mann heute, so würde die heutige Gesellschaft bald dem römischen Kaiserreiche folgen.

Es bliebe also als vorbeugende Massregel, die Übertragung des Masses auf den Mann, womit er seine Mutter, Frau und Schwester misst. Eine Reihe Gedankenstriche würde dem erfahrenen Leser hier genügen; Gedankenstriche sind aber immer eine Feigheit; es ist entschieden tapferer, gerade herauszusagen, nicht dass »die Männer« so nicht gewillt seien, wohl aber, dass heute nur sehr wenige Männer sich hierzu verstehen wollen. Da bleibt nur einerlei zu sagen: Hier, auf diesem Gebiete, werden in den nächsten Jahrhunderten oder vielleicht Jahrtausenden, Mann und Weib, Mann und Frau, und Weib und Frau unablässig und nachsichtslos zusammenstossen, und von dem endlichen Ausgang dieses Ringens wird das Schicksal der Gesellschaft abhängen. Es ist ein punctum puncti, über den die gebildete Gesellschaft sich selbst den Mund verboten hat, das aber deshalb noch nicht aus der Welt geschafft ist, an dessen Folgen die Gesellschaft leidet, »denn alle verschwiegene Wahrheit wird giftig«, sagt Nietzsche, von dem sie aber jeden fern hält, weil sie sich schämt, und gar wohl ruft: »Kreuziget ihn!« — den nämlich, der da wagt, den Mund aufzumachen. — Fragt man nun endlich: welchen Einfluss wird die ganze Frauenbewegung auf das Weib als Mutter und auf die Fortpflanzung der Rasse überhaupt haben, so sind auch da verschiedene Möglichkeiten zu erwägen: Sollte der Fall eintreten, dass es zum völligen Bruch zwischen Weib und Frau kommt, und letztere im ursprünglichen wie übertragenen Sinn »unweiblich« würde — ein medizinisches Handbuch könnte sich hier noch klarer ausdrücken — so wäre der Staat gerechtfertigt, wenn er zur Unterdrückung der Frauenbewegung schritte und zugleich zur Einführung der Zwangsehe. Die Frauen ihrerseits dürften dann als gleiches Recht den Massenselbstmord beanspruchen. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint dieser hässliche Ausgang uns erspart bleiben zu sollen. Ist man doch seit einigen Jahren sogar schon von der Ansicht zurückgekommen, dass eine »moderne Frau« notgedrungen hässlich und unsauber

sein müsse; und weiter sind auch die schrecksamsten Philister in ihren Mutmassungen kaum je gegangen. —

Nein, ich glaube nicht, dass die moderne Frau aufhören wird, Weib zu sein. Sie wird aber nicht immer Weib sein, und das ist der grosse Unterschied: in der Führung ihres Lebens und ihrer Geschäfte, da ist sie Frau, sachlich, ruhig und klar, und Weib nur, wo sie sicher ist, den Kürass mit vollem Vertrauen einmal abnehmen zu können. Und das wird, wenn ich nicht irre, selten sein. Denn die Frau ist bei weitem keine so leichte Eroberung wie das Weib; die Frau hat gelebt, gesehen und gedacht, wie der Mann: die Not der Zeit und der Kampf ums Dasein haben sie kaltblütig und überlegen gemacht; das früher alleinseligmachende Herz mag schlagen — Hand drauf und abgewartet, sie spielt ja viel zu hohes Spiel!

So etwa wird eine moderne Frau überlegen, thatsächlich »überlegen«, wo das Weib nur fühlte, und so wird es kommen, dass sie in vielen Fällen »ein guter Kamerad« bleibt, wo das Weib in schneller Leidenschaft aufgeflammt wäre. — Die moderne Frau wird, bei aller Freiheit der Form, weit unzugänglicher sein als das Weib, weit schwerer zu gewinnen. Einmal gewonnen, ist sie aber ein weit wertvollerer Genosse.

Es fragt sich nur, ob sie überhaupt als »Genosse« gesucht werden wird, und ich glaube fast, dass sie vorläufig bei der geschlechtlichen Zuchtwahl ziemlich ausseracht gelassen werden wird: sie ist noch zu neu, zu unbekannt und zu unbequem zu erreichen, als dass der bestehende Typus ihr nicht noch eine zeitlang vorgezogen werde. — Es ist auch sehr zweifelhaft, ob sich augenblicklich unter der Gattung Mann die Spezies befindet, die für sie passt. Deswegen ist es garnicht unwahrscheinlich, dass gerade die ausgebildetsten Typen der modernen Frau, die, welche die neue Mischung von Weib und Frau bereits darstellen, unverheiratet bleiben. —

Wie dem nun aber sei, jedenfalls ist die Frauenbewegung im Steigen begriffen; der Idealismus der Zeit geht mit ihr,

sie ist eine schaffende Bewegung und nicht mehr aufzuhalten. Wie alles in der Welt wird auch sie ihre Nachteile neben ihren Vorteilen haben. Ob aber letztere erstere überwiegen werden, ob die Frauenfrage eine fördernde Lösung finden wird, statt die Welt nur um einen neuen Widerspruch zu bereichern, das wird in letzter Instanz nicht von den Frauen allein abhängen, sondern davon, ob die »moderne Frau« — ganz allgemein gesprochen — den »modernen Mann« findet, nicht den Mann der Überkultur und nicht den Streber, sondern einen Mann, der, weder brutal noch schwach, seine Vorrechte aufzugeben und seine Rechte zu bewahren weiss.

Gesellschaftliche Schranken.

Bazar. 4. November 1895.

Gewiss, das Dasein ist schön, das Leben gut und alles zum besten eingerichtet in der besten aller Welten. Aber wie wäre es, meine Damen, wenn wir uns das Tableau einmal von nahe besähen, man entdeckt dabei oft allerlei Unvermutetes, auch die Schatten im Bild. Und Sie wissen, die Welt ist heute so realistisch, man thut gut, sich die Wirklichkeit von Zeit zu Zeit immer wieder zu betrachten: alle Augenblicke wird ein neues Hilfsmittel, eine neue Methode gefunden, um die Dinge noch besser, noch genauer, so recht von Angesicht zu Angesicht zu sehen, um einen neuen Bazillus zu entdecken — was weiss ich.

Übrigens, der neue Bazillus passt ganz gut. Ich will Ihnen einen solchen zeigen, der besonders weibliche Organismen angreift, und den wir Frauen daher besonders studieren sollten. Aber statt zu orakeln, lieber direkt zur Sache.

Sie sind alle einmal siebzehn Jahre alt gewesen, sind es vielleicht eben geworden. Nun, mit siebzehn Jahren darf man gemeinhin die erste Reise nach der Hauptstadt oder zu Ver-

wandten machen. Sie denken gern an diese Zeit zurück; es war schön, nicht wahr? Papa hatte Sie auf die Bahn gebracht; unter dem Schutz einer Tante oder mütterlichen Freundin fuhren Sie bis Berlin; auf der Friedrichstrasse empfing Sie Onkel Ludwig, in der Droschke wartete Vetter Paul, an der Entreethür fielen Sie in Tante Elsen's Arme, und unter der Hängelampe sprang Ihnen Cousine Marie um den Hals. Sie waren von Anfang an in der grossen, fremden Stadt zu Hause, Sie hatten ein Heim, wo man Sie liebte, und von wo aus alle Ihre Schritte im voraus geregelt und des weiteren bewacht wurden. Dass dem so sein würde, war die ausdrückliche Forderung von Papa und Mama gewesen; dass dem so sein konnte, war die selbstbewusste Freude von Tante und Onkel: sie hatten es ja dazu. Dass es überhaupt anders sein könne, und dass es nicht jedem so wird, ist Ihnen das jemals durch Ihr hübsches Köpfchen gegangen? Ich wette nein.

Aber wer kann auch an alles denken! Sie hatten ja so viel zu thun. Vom Morgen bis Abend gab es zu sehen und zu hören, Augen, Ohren, ja Mund und Nase aufzusperren. In die Museen, die Vorlesungen des Viktorialyceums und zu Freundinnen gingen Sie mit der resoluten und schlagfertigen Marie, die alle Strassen des Westends kannte, keine Angst vor Droschken hatte, keine Pferdebahnlinien verwechselte und sogar mit der Stadtbahn Bescheid wusste. Allerdings weiter als bis Bahnhof Alexanderplatz gingen Cousine Maries Kenntnisse der Stadt nicht, und vor Berlin NO. hatte sie einen aristokratischen Abscheu. Sie fand schon das Deutsche Theater in der Schumannstrasse etwas abgelegen.

Nur eins war störend bei den Ausgängen mit Marie: vor Dunkelwerden hiess es zu Hause sein, und das war bei den reizenden Plauderstündchen mit Freundinnen und den Kränzchen um Apfelkuchen mit Schlagsahne oft sehr schwer, nicht wahr, mein Fräulein? Einige Verspätungen in dieser Hinsicht zogen ein paar Ermahnungen von Tante nach sich, wenn ich mich recht erinnere, und es setzte Thränen, wenn

ich gut berichtet bin. Aber diese Schatten verflogen bald, und warum es denn eigentlich so gefährlich und solch' ein grosses Verbrechen war, nach Dunkelwerden zu zweien noch auf der Strasse zu sein, das sich gründlich klar zu machen, hatten Sie abends vor dem Schlafengehen wirklich nicht die Zeit, und Ihre Diskussion darüber mit Marie brach mitten in dem Satze ab: »Was thun wir denn, wir gehen unsrer Wege, was ist denn Schlimmes —« Damit schliefen Sie ein, und Marie lachte vor sich hin: sie wusste als Grossstädterin wenigstens so viel, dass man zu nächtlicher Stunde auf der Strasse nichts von Ihnen, aber sehr viel für Sie fürchtete. Aber Sie hatten im Grunde beide zu solchen Überlegungen wenig Anlass: bei jeder grössern Unternehmung, jeder Feierlichkeit und geselligen Zusammenkunft waren die Ritter der Familie, Onkel Ludwig oder der treffliche Vetter Paul, zur Hand. Wie waren sie lieb, freundlich und aufmerksam; sie trugen Regenschirm und Cape, sie holten Wagen und bezahlten Rechnungen. Auf dem Ball besorgten sie Tänzer, zum Theater bestellten sie Billette; wollte Marie das Foyer betrachten, so begleitete sie Paul; wünschten Sie in der Loge zu bleiben, so blieb Onkel Ludwig bei Ihnen. Nach dem Schauspiel ging man soupieren. Es war reizend, zu so später Stunde in raschem Wagen durch die hellen Strassen zu rollen; es war entzückend, an Pauls Arm in die glänzend dekorierten Räume einzutreten, sich so sicher und selbstverständlich an den gedeckten Tisch zu setzen. Gewiss, aber Sie sagten sich nicht, dass ohne Onkel Ludwigs Frack und Pauls weisse Weste Sie sich niemals in diesen Saal getraut oder sich darin herzlich unbehaglich gefühlt haben würden. Sie waren diesen dunklen, männlichen Grundstrich so gewöhnt, und er war so unaufdringlich, so diskret, gefügig wie ein Schatten, dass Sie garnicht merkten, wie eigentlich er — aber ich will nicht vorgreifen.

Ein klein wenig von dem wahren Sachverhalt hat jedoch auch Ihnen damals schon flüchtig gedämmert. Sie entsinnen

sich des Tages, wo Onkel und Paul beide nach Hamburg hinüber mussten? An dem Tage ging alles schief, oder besser, nichts ging. Die Billette zum Friedrich Wilhelmstädtischen Theater konnten nicht benutzt werden. »Damen allein können nicht dorthin gehen,« sagte Tante Else. Als Sie mit Marie von der Kunstausstellung zurückkamen und, von Müdigkeit, Durst und Hunger geplagt, baten, in eine Konditorei gehen zu dürfen, als Marie nach langem Zögern einwilligte, da waren Sie beide so unsicher in Ihrer Wahl und in Ihrem Auftreten, dass Sie sich ganz albern und am unrechten Platz vorkamen und gar keine Freude an Ihrem Kirschkuchen hatten. — Mehrere andere Pläne für den Nachmittag und Abend mussten gleichfalls aus Mangel an Herrenbegleitung aufgegeben werden, und als Sie, um Ihrem Ärger Luft zu machen, wenigstens noch einmal mit Marie die Tiergartenstrasse auf und ab laufen wollten, da hiess es: »Liebes Kind, es ist ja schon fast dunkel.«

Das war hart. Und Sie standen oben am Fenster, unter der grossen Fächerpalme, am Spiegeltisch, wissen Sie noch? Und bissen sich auf die Lippen: die schöne, lachende Welt kam Ihnen wie ein Gefängnis und Sie sich wie eine Gefangene vor. »Andere Mädchen gehen aber doch allein aus, Tante,« sagten Sie. Tante that, als höre sie nicht, und das gefährliche Wort fiel zu Boden.

Jawohl, mein Fräulein. andere Mädchen gehen allein aus. Sie hätten es auch einmal, dem Verbot zum Trotz, versuchen und Ihre Erfahrungen sammeln sollen. Andere Mädchen gehen allein aus, aber sie sind mit demselben Augenblick — vogelfrei. Seien Sie hübsch oder hässlich, jung oder alt, herausfordernd oder bescheiden, Sie werden auf Ihrem Wege immer jemanden finden, der sich eine Freiheit gegen Sie herausnimmt, d. h. Sie fühlen lässt, dass er der Herr und Sie ihm gegenüber machtlos sind. Sei es ein Blick, ein Wort, ein Lächeln, eine Geste, eine winzige Kleinigkeit — Blick, Lächeln, Wort und Geste sind nicht so, wie sie sein würden,

wären Onkel oder Vetter an Ihrer Seite, sind nicht so, wie dieser jemand sie seiner Mutter oder Schwester gegenüber gelten lassen würde. Und warum? Weil Sie eine Frau sind, die gegen Aufdringlichkeiten keine andere Waffe hat als den passiven Widerstand. Man fürchtet Sie nicht, mein Fräulein, man weiss, dass Sie vielmehr jedes Aufsehen, jede Szene, jeden Skandal fürchten müssen und dass Sie lieber Höllenqualen erdulden, als gegen eine Frechheit anders als passiv reagieren werden. Davor, mein Fräulein, sollte die fortwährende Begleitung Sie beschützen: um auf der Strasse immer respektiert zu werden, müssen Sie eben jemanden bei sich haben, von dem im schlimmsten Falle ein Stockhieb, eine Ohrfeige, eine Forderung zu erwarten ist.

Machen Sie einmal die Probe auf mein Exempel. Stellen Sie sich vor, Sie wären allein ohne Familienanschluss nach Berlin gekommen und in der Eile in das erstbeste Kupee gestiegen. In der zweiten Klasse hätten Sie Ihre Reise vielleicht ganz unbehelligt zurückgelegt; in der dritten wären Sie — jung, hübsch und allein, wie Sie sind — vielleicht den süsslichen Artigkeiten eines Handlungsreisenden oder der aufdringlichen Mitteilsamkeit einer zweifelhaften Dame ausgesetzt gewesen, die nach Berlin »in Kondition« ging, als Kellnerin nämlich.

Am Bahnhof, kein Onkel, kein Vetter; die Dienstmänner reissen sich durchaus nicht um Ihr Gepäck, weil Frauen, dank ihrem wirtschaftlichen Unvermögen nämlich auch in Kleinigkeiten, wie Trinkgeldern, sparsam sind. Sie steigen endlich in Ihre Droschke und kommen in Ihrer »Pension« an. Diese Behausung ist nicht gerade glänzend, aber es geht sauber und ordentlich zu, und am nächsten Morgen gehen Sie sich Berlin ansehen. Sie müssen sich allein zurecht finden, da ist keine Marie, um Sie zu führen. Da man bei Ihrer Erziehung vernachlässigt hat, Sie auf die Himmelsrichtungen achten zu lehren, orientieren Sie sich nur schwer; und da Sie nicht bei Zeiten zur Selbständigkeit angeleitet sind, vergessen, verlieren,

verlegen Sie einen Haufen Kleinigkeiten, fühlen sich unsicher und müssen Lehrgeld zahlen. Vor allem haben Sie nie das Gefühl, das jeder junge Mann — und sei es der Ärmste — hat: diese Welt ist für mich gemacht; wer kann mir was anthun? Ihnen sagt Ihr Gefühl nur zu gut, dass Sie von tausend Zufällen abhängen.

Ein Beispiel für viele: Sie hatten glücklich die Leipziger Strasse gefunden und standen mit naivem Entzücken vor den Schaufenstern. Zuerst waren Sie so vertieft, dass Sie garnicht merkten, wie man Sie von der Seite betrachtete. Dann näherte man sich, sprach Sie an; Sie gingen weiter — voll Ärger, denn Sie hätten die schönen Sachen noch gern länger betrachtet — und man folgte Ihnen. Sie eilten, und man eilte nach; Sie verirrten sich, und erst als Sie sich an den nächsten Schutzmann wandten, suchte der Verfolger das Weite. Aber um Ihre harmlose Freude war's geschehen; Sie wagten auch in den nächsten Tagen garnicht mehr vor den Läden stehen zu bleiben. Aber es wurmte Sie: was hatten Sie gethan, um eines billigen und unschuldigen Vergnügens verlustig zu gehen?

Ach, liebes Fräulein, wie waren Ihre Gedanken noch jung! Was Sie gethan hatten? Nichts. Aber Sie waren und sind gesellschaftlich die Schwächere und deshalb dazu bestimmt, ohne Unrecht zu thun, Unrecht zu leiden.

Sie gingen dann in's Museum. Ich glaube, dort passierte Ihnen an diesem Tage nichts; wohl aber am nächsten etwas Ähnliches wie in der Leipziger Strasse. Man verfolgte Sie durch mehrere Säle; diesmal still, ehrerbietig, mit grossen, bewundernden Augen. Ich glaube, es rührte Sie sogar und Sie hätten gern — begeistert und erhoben, wie Sie waren — ein Wort der Aussprache gehabt. Aber Sie waren lieber vorsichtig und wandelten schweigend weiter.

Bei Ihren zahlreichen Wanderungen durch die Galerien fiel Ihnen mit der Zeit einerlei auf: dass Sie sich nämlich auch hier nicht ganz frei und zu Hause fühlten. Waren Sie

ermüdet und wollten sich ausruhen, oder sassen Sie einem Lieblingsbild gegenüber, um sich recht zu vertiefen — weiss Gott, Sie merkten dann stets, dass Sie beobachtet wurden; sei es von dem Galeriediener oder andern Besuchern, gerade als ob niemand glauben könne, dass Sie wirklich nur müde oder nur andächtig seien.

Sie haben recht gefühlt, mein Fräulein. Wenn in unsrer heutigen Gesellschaft eine Frau an einem öffentlichen Ort still sitzt, oder steht und wartet, so glaubt ihr selten einer, dass sie dazu sachliche Gründe hat, sondern man nimmt meist an, sie suche Abenteuer oder Rendez-vous.

Sie wissen das ja selbst aus eigenster Erfahrung, wenn Sie z. B. abends die Pferdebahn an der Haltestelle erwarteten. Jedesmal waren Sie irgend einer Aufdringlickeit ausgesetzt. Ihnen graute zuletzt vor dem Nachhausekommen des Abends; auch wenn nichts passierte, der Gedanke allein machte Sie nervös; das Herz klopfte Ihnen, wenn ein Mann vorbei kam. Wie rechtlos und bange Sie sich in den hellen Strassen der grossen, so hochzivilisierten Stadt vorkamen!

Aber Sie konnten wirklich diese nächtlichen Nachhausewege nicht aufgeben, sonst war ja Ihre letzte Freude, der Theaterbesuch, dahin. Er musste schon ohne das mit Opfern erkauft werden. Es war Ihnen anfangs garnicht behaglich, allein im zweiten Rang zu thronen. Aber daran gewöhnten Sie sich bald. Nur die Pausen blieben unangenehm, weil Sie niemanden zum Aussprechen hatten und wieder das bewusste Misstrauen Ihrer Mitwelt um sich fühlten. Sie gingen auch nicht gern allein in's Foyer. Ein paarmal kamen junge Leute Ihnen artig entgegen. Sie wagten den Versuch, aber fast nie konnten Sie den Ton der höflichen Unterhaltung auf die Dauer festhalten und waren fast immer genötigt, das Gespräch abzubrechen. Da haben Sie sich oft gefragt: Liegt es an mir, dass man glaubt, sich etwas gegen mich herausnehmen zu dürfen? Unschuld! Du bist eine alleinstehende Frau, und die hat in der Gesellschaft noch keinen festen Platz.

Sie waren zum Besuch nach Berlin gekommen, und schon war Ihr Vergnügen ein sehr gemischtes. Ich setze nun den Fall, Sie leben in Berlin oder sonst in einer grössern Stadt als alleinstehende Frau, die sich ihr Brot verdient, als Lehrerin, Verkäuferin, Kassiererin u. s. w.

Da sind Sie nun den ganzen Tag beschäftigt; Sie kommen gegen Abend oder spät abends nach Hause. Ihre vier Mauern sehen Sie an; keine Familie, kein Heim, kein Behagen, keine Aussprache. Was bleibt Ihnen? Ihre vier Wände! Denn wo wollen Sie hingehen, um auszuspannen und sich zu amüsieren? Spazieren? Ja, so allein ist das eine schlimme Sache; die hübschen, einsamen Wege, wo Luft und Grün und keine Menschen sind, die sind nicht ganz geheuer. Zu späten Stunden allein lustwandeln, »schickt sich nicht«, und Sie haben, als Lehrerin besonders, auf Ihren Ruf zu achten. Gesellige Zusammenkünfte mit Berufsgenossinnen? Die sind am Wochentage nicht für Sie zu haben; es giebt keine Restaurants, wo Sie und Ihresgleichen fröhlich und unbeanstandet zusammen sitzen könnten. Eine schöne Musik, einen launigen Sänger hören? Alleinstehende Damen pflegen nicht in solche Lokale zu gehen. Und ich sehe schon, mein Fräulein, Sie werden nichts thun können, als Ihr Fensterlein öffnen, den Rosenstock davorstellen und in die Nacht hinaus vom Prinz Charmant träumen. Das macht ein wenig traurig, und wenn man das gar alle Tage thut, während man Jugendlust und Jugendfreude in den Adern hat — dann, nun dann zweifelt man daran, dass alles zum besten sei in dieser besten aller Welten.

Und nun der Schluss. Ich habe Sie in eine Welt schauen lassen, an die Sie sonst in Ihrem Luxus nicht denken. Dass ich nicht übertrieben habe, glauben Sie mir nicht nur, nein, Sie wissen es; durch jene kleinen, zeitweisen Verstimmungen und Beschränkungen, denen auch Sie unterworfen sind, haben Sie gemerkt, dass die Frau in dieser schönen Welt ohne den Mann an ihrer Seite unfrei ist.

Wie wollen wir da helfen? Sie meinen, indem wir jeder Frau einen Mann geben?

O, still, ich bitte Sie, das darf heute wirklich die naivste Weltverbesserin nicht mehr zu sagen wagen. Man kann nur geben, was man hat! — Aber auch abgesehen davon: wenn wir selbst jeder Frau auf ewige Zeit einen Onkel Ludwig und einen Vetter Paul zur Seite stellen könnten, ich würde immer eine andere Lösung vorziehen: ich würde die Welt so einzurichten suchen, dass eine Frau weder des Onkel Ludwig noch des Vetter Paul bedarf, ich würde die Frau gesellschaftlich frei und weltmündig machen. Meinen Sie nicht auch, dass dies besser sei?

Ja? Das ist schön. Dann helfen Sie uns dazu!

Maria Deraismes.

Frauenbewegung. 1. Dezember 1895.

Es war ein seltenes Fest, das am 12. Oktober dieses Jahres in Pontoise, der hübschen, kleinen Provinzstadt, gefeiert wurde: es galt einer Frau und zwar als Bürgerin, als politischer Vorkämpferin. — Ich hatte drüben in Amerika so von Frauen sprechen hören, wie man hier von der heimgegangenen Maria Deraismes sprach; ich hätte mich nicht gewundert, wenn man in der neuen Welt einer »Bürgerin« ein Standbild errichtet. Hier aber in dem alten, vorurteilgespickten Europa, zwischen den Dornenhecken geschichtlicher Überlieferung — ich traute meinen Sinnen kaum, als sich folgendes Schauspiel vor ihnen entwickelte: Musik an der Spitze, begab sich ein bunter Zug durch Pontoise bis zu der neuen Strasse, die den Namen »Rue Maria Deraismes« empfangen sollte; dann wanderte derselbe Zug nach dem

Marktplatz, wo bei den Klängen der Marseillaise die Portraitbüste Maria Deraismes enthüllt wurde, und dann von der Tribüne aus der Bürgermeister von Pontoise, der Senator, der Deputierte des Departements, persönliche Freunde und Vertreterinnen der gemischten Freimaurerlogen das Wort ergriffen; wo unter dem strahlenden Herbsthimmel die Bürgerin, die Patriotin, die Republikanerin gefeiert wurde. Wahrlich ein seltener Akt, selten gebrauchte Worte in unserer alten Welt. — Und während diese ungewohnten Ausdrücke um mich wiederholt wurden, betrachtete ich aufmerksam den Bronzekopf da vor mir. Das war ein hochbegabter und sehr unglücklicher Mensch gewesen, den die Bildhauerin Mme. Block da hingestellt: ein durch und durch gescheiter Kopf, aber um den Mund eine so spöttische Resignation, und die Augen in's Weite, in's Weite. — Ich wusste nicht viel von Maria Deraismes, als ich herauskam; der Bronzekopf machte mich aber begierig. Und so will ich versuchen, die Frage zu beantworten, die Sie sicher schon auf den Lippen haben: wer ist denn Maria Deraismes? Oder besser: wer war Maria Deraismes? Denn sie ist 1894 gestorben. Und schon ein Denkmal? werden Sie sagen. Ja, schon ein Denkmal. Aber die zweite Frage löst sich mit der ersten. Wer war Maria Deraismes? — Ein reiches und sehr begabtes Mädchen aus der guten, französischen Gesellschaft, ein Mädchen, das, in Pontoise ansässig, dort einen schönen Landsitz und bedeutendes Vermögen hatte, das gewiss mehr als einmal begehrt und verlangt wurde; das — für alle schönen Künste begabt, der Versuchung eigentlich hätte unterliegen müssen, sich mit dem Dilettieren in eben allen diesen schönen Künsten zu begnügen; ein Mädchen, das für die Rolle der Weltdame und der vornehmen Müssiggängerin wie vorbestimmt schien. — Aber es war etwas in ihr, das sie aus diesen traurigen Halbheiten in eine ernste Thätigkeit rief: ihr bedeutender Verstand. — War es der tägliche, nahe Verkehr mit den Bewohnern der kleinen Stadt, der ihr die Augen für die Not

des Lebens öffnete? War es die Berührung mit Politikern und Denkern? Vielleicht beides. Daher dauerte es nicht lange, und Maria Deraismes begann über diese beste aller Welten nachzudenken und wurde sich bewusst, dass sie eine politische Rolle in ihrem Vaterland zu spielen habe. —

Im Jahre 1829 geboren, war sie unter dem zweiten Kaiserreich bereits ein bewusster Mensch und damals bereits eine überzeugte Republikanerin — und sie verlangte die Republik für alle — auch für die Frau: politische und bürgerliche Gerechtigkeit für die Hälfte des Menschengeschlechts, das war Maria Deraismes Forderung. —

Wie sollte sie die geltend machen? Das war die grosse Frage. Und wie oft, wie oft mag die klardenkende und willensstarke Frau über die grosse Ungerechtigkeit empört gewesen sein, die sie — unter dem Kaiserreich noch mehr als der Republik — von jedem direkten Anteil an der Politik ausschloss. Sie, mit all' ihrem Wissen, all' ihren Fähigkeiten, all' ihrem Vermögen, ihrer Begeisterung und Vaterlandsliebe konnte nie und nimmer Abgeordneter werden. Dafür waren die Zeiten nicht reif. Sie ergriff also die zwei Wege, die ihr blieben, um etwas zu erreichen: Wort und Schrift. —

Unter dem Kaiserreich war es einer Frau nicht gestattet, politische Gegenstände öffentlich zu besprechen. Damals nun wurde Maria Deraismes von Léon Richer dazu aufgefordert, der den Saal von der Polizei erbat und dann die »Patriotin« den Vortrag halten liess. — Unter der Republik hatte sie hierin freie Hand, und liess es sich nicht nehmen, bei den Wahlen in ihrem Departement — Seine et Oise — in öffentlichen Versammlungen, die sie anberaumte, ihr Wort mitzusprechen. Sie hat eine grosse Zahl solcher öffentlicher Reden gehalten, teils politischen, teils sozialen Inhaltes, und allen ist der Zug gemeinsam, dass sie sozusagen auf der Bresche gehalten worden sind, aus dem täglichen Leben heraus für das Leben des Tages berechnet.

Auf diese Art sind Maria Deraismes Schriften in der

Hauptsache nur ihre gedruckten Reden. Von letzteren existieren vorläufig 3 Bände:*)

Le droit de l'Enfant. } Paris Dentu.
L'Epidémie Naturaliste. }
Ève dans l'humanité. Paris Sauvaître 1891.

Von Büchern 2:

France et Progrès. } Paris Société des
Nos Principes et nos Mœurs. } Gens de Lettres.

Die Reden sind den Büchern entschieden überlegen. Man merkt es, Maria Deraismes war der geborene Volkstribun, sie brauchte den gefüllten Saal, die Berührung mit den Massen, um ihr Bestes zu geben. Sie musste wirken können, handeln, antreiben. Schöner, energischer Charakter! Man spricht dich der Frau ab, und wenn sie ihn hat, so muss er brach liegen, oder sich auf Umwegen eine Pseudothätigkeit schaffen. Immer wieder drängt sich mir dann die Frage auf: Was hat Maria Deraismes leiden müssen, als sie, die Begabte, die Patriotin, die Herrschende, sich mit all' ihren Fähigkeiten so kalt gestellt sah; als ganz andere Leute, grobe Mittelmässigkeiten und gemeine Berechnungen in das Abgeordnetenhaus stiegen, einfach weil sie ein Männerkleid trugen und niemand weiter fragte, ob nicht etwa der Wolf oder der falsche Prophet darin stecke. — Und Maria Deraismes war noch eine verhältnismässig begünstigte Frau: reich und mit einflussreichen Verbindungen versehen, konnte sie sich wenigstens jene Pseudowirksamkeit schaffen, die darin besteht, einen Salon zu eröffnen, Abgeordnete zu empfangen und durch sie — indirekt — die Gesetzgebung zu beeinflussen. — Das kann man nur in Maria Deraismes Stellung. Die Natur aber bindet ihre Gaben nicht an die gesellschaftliche Stellung; daher können wir getrost annehmen, dass eine grosse Menge politischen und rednerischen Talents, sehr viel Antrieb zum Guten, sehr viel reine Begeisterung und heilsame Führung

*) Eine Gesamtausgabe ist seit 1895 im Gange. Paris bei Alcan, der I. Band ist soeben erschienen.

der Menschheit verloren gegangen ist, weil unter ungünstigen Bedingungen eine grosse Zahl Maria Deraismes im Keim erstickt, in engen Verhältnissen zu Grunde gegangen, verbitterte, alte Mädchen, zänkische Hausfrauen geworden sind, deren Begabung keinen Ausweg fand. —

Ich weiss nicht, ob Sie den Roman von Georges Meredith: »Diana of the Crossways kennen«? — Der behandelt ein solches Thema: eine glänzend begabte Frau, die von sich selber sagt: »I was borne an active« — »ich war zum Handeln geboren« und die nun einmal zum politischen Handeln nur indirekt — durch Männer — kommen kann. Das Buch ist durchaus zeitgemäss.

Und dieser Umstand, dass eine Frau bis jetzt ihr politisches und Organisationstalent, ihre sozialen Anschauungen, ihre rednerische Begabung nie am zuständigen Ort, nie in der grossen Arena, nie direkt verwerten und anbringen kann, ist wichtig genug, um dabei noch einen Augenblick zu verweilen. — Er tritt in eine eigentümliche Beleuchtung, wenn man ihn mit folgendem Fall zusammenstellt:

Die höheren, französischen Mädchen- und Knabenschulen tragen sämtlich berühmte Namen; für die Jünglinge hat man Henri IV, Louis le Grand, Condorcet, Carnot gewählt; den Jungfrauen hingegen Racine, Fènelon, Molière, Sévigné überlassen. — Nun sollen neue Mädchenschulen benamst werden, und plötzlich zeigt sich eine erschreckliche Dürre an Taufpaten. Jeanne D'Arc, Charlotte Corday, Madame Roland? Ach nein, man schreckt davor zurück, das hiesse ja gleich ein Amazonenkorps gründen, so mutig will man die zukünftigen Mütter nicht. Nun dann die anderen grossen Frauennamen der französischen Geschichte oder Litteratur. George Sand, Maintenon, Pompadour . . . Sofort erhebt sich Widerspruch: das Privatleben dieser Frauen. Sie waren begabt, intelligent, aber entweder im allgemeinen von freien Sitten, oder ganz offenkundig die Maitressen der Könige, und dieses Beispiel .... ich brauche nicht fortzufahren. — Ich glaube, unter sämtlichen bedeutenden Frauen Frankreichs ist ausser Madame

de Sévigné nur noch Madame de Staël in puncto Moral ganz einwandsfrei. — Diese Thatsache muss doch ihren Grund haben, und er liegt meiner Ansicht nach in Folgendem: Frauen, die wie George Sand litterarisch etwas leisten wollten, die mussten das Leben kennen lernen, und das konnten sie nur, indem sie sich durch freie Sitten einen weiten Spielraum schafften; Frauen, die sich zu politischer Wirksamkeit berufen fühlten, die Ehrgeiz hatten, wie Madame de Maintenon und Madame de Pompadour, die mussten ihr Ziel auf Umwegen erreichen, die mussten erst einen Mann gewinnen, ehe sie ihre Stellung fanden, und so wurden sie die Maitressen des Königs, wurden es selbst, wenn sie von so lehrhaftem Temperament waren wie Frau von Maintenon oder so kalt wie Madame de Pompadour, die sich zu der notwendigen Sinnlichkeit ihrer Rolle erst zwingen musste. — So haben unterdrückter, weiblicher Ehrgeiz, unterdrückte, weibliche Begabung wunderbare Formen und oft verhängnisvolle Gestalten angenommen. Leider haben wir heute weder eine Geschichte, noch eine Kulturgeschichte, die dies aufdecken, und doch liesse sich daraus unendlich viel lernen. Nun, vielleicht wächst uns heute schon die junge Geschichtsforscherin heran, die diese Aufgabe lösen wird.

Wie die Sachen aber einmal liegen, können wir froh sein, dass sich unter den etwas liberaleren, französischen Zuständen wenigstens eine Gestalt wie Maria Deraismes hat entwickeln können. — Nachdem sie in den letzten Jahren des Kaiserreichs — sie zählte damals etwa 40 Jahre — zuerst und mit grossem Erfolg als Rednerin aufgetreten war, gründete sie eine Zeitung. — Als der Krieg hereinbrach und Frankreich in einer traurigen Unfertigkeit dastand, war sie es, die nach Verkündigung der Republik mit Eifer an die Herstellung einer bessern Weltordnung ging. Ihr Programm war sehr einfach. Die junge Generation ist unsere Hoffnung, diese muss gestärkt und geschützt werden, daher Maria Deraismes Schrift: »Le droit de l'enfant«, in welcher sie Schutz der Kinder

gegen barbarische Eltern verlangt, allgemeinen, obligatorischen Schulunterricht — er wurde in Frankreich erst 1882 eingeführt — die Anerkennung der unehelichen Kinder, d. h. Aufhebung des französischen Schmachparagraphen: »la recherche de la paternité est interdite« — endlich Beschränkung der Kinder- und Frauenarbeit in den Fabriken.

Der zweite Grundsatz Maria Deraismes war: Die ganze heutige Welt krankt an einer systematischen Übersehung und Nichtbeachtung der Frau; daher wird aller Fortschritt gehemmt. — Wie traurig die Lage der Frau im heutigen Frankreich (und sagen wir getrost in der ganzen zivilisierten Welt) ist, das nachzuweisen bemühte sich Maria Deraismes in ihren gesammelten Reden: »Ève dans l'humanité.« — Die Stellung der Frau in der Religion, dem Recht, zur Sittlichkeit, zur Gesellschaft, zum Theater, zur Litteratur wird mit Kenntnis und Schärfe erfasst, und wenn man diese Reden liest, sieht man unwillkürlich den Bronzekopf der Büste vor sich, den so herb resignierten Mund, der jene Linien angenommen hatte, als der Geist es sah und die Feder es schrieb:

»Wo die Frau in Betracht kommt, wo es sich um die Gesamtheit der Institutionen handelt, denen sie unterworfen ist, da suche man weder Logik noch Gerechtigkeit; nichts hängt zusammen, nichts ist gerecht, nichts folgerichtig; alles hingegen willkürlich und voller Widersprüche . . . Auf der einen Seite heruntergerissen, wird sie hier verehrt und angebetet . . . und wo sie für gewöhnlich nicht einmal Bürgerrecht hatte, wurde sie ausnahmsweise Fürstin und Königin.«

Oder: »Ich sage Ihnen, dass von allen Feinden der Frau diejenigen die schlimmsten sind, die sie einen Engel nennen; das heisst ihr unter dem Deckmantel sentimentaler Bewunderung alle Pflichten auferlegen und sich selbst alle Rechte vorbehalten; das heisst ihr zu verstehen geben, dass Hingebung, Opferfreude und Selbstlosigkeit ihre Rolle sind, dass sie der Tyrannei ergeben, der Rohheit sanftmütig, der Gleichgiltigkeit liebend, der Treulosigkeit unwandelbar an-

hänglich, der Selbstsucht selbstlos gegenüber treten soll. — Angesichts dieser langen Liste,« schliesst Maria Deraismes, »danke ich für die Ehre, ein Engel zu sein, denn niemandem gestehe ich das Recht zu, mich zum Narren und Opfer zu stempeln.«

Auf jeder Seite fast finden wir diese festgeprägten Ausdrücke eigener, bitterer Erfahrung und Empörung. Wie musste ihr, die in sich die Kraft fühlte, im Abgeordnetenhaus ihre reine Begeisterung, ihre hohe Auffassung von den Aufgaben der Republik glänzen und leuchten zu lassen, wie musste ihr ein solcher Satz von Herzen kommen: »In unserer Gesellschaftsordnung ist die Frau eine verlorene Kraft, sie hat nicht alles geben können, was sie kann.« — Das war ja Maria Deraismes eigner Fall: sie konnte nur junge Deputierte beschützen und zu Jüngern machen, in die Arena durfte sie selbst nicht. Was aber die Gesellschaft damit verloren hat? Wer will das berechnen? — Ob es zu den skandalösen Scenen gekommen wäre, die seit 20 Jahren das französische Abgeordnetenhaus entwürdigen, wenn ein grosser Charakter wie Maria Deraismes mit der Reinheit seiner Anschauungen und seines Privatlebens, mit seiner Selbstlosigkeit in politischen Dingen — denn sie hätte in ihrem Mandat keine Brotstelle, sondern ein öffentliches Amt gesehen — mit seiner zündenden Beredtsamkeit dort eingetreten wäre und gewirkt hätte? Über andere Mittel haben ja auch die grossen Männer der Geschichte nicht verfügt; sie hatten nur den Vorteil, am rechten Platz zu stehen, Maria Deraismes nicht. Daher denn noch jener Satz bei ihr: »Unsere Gesellschaft ist so weise eingerichtet, dass sie der Frau von losen Sitten allen Einfluss lässt und den der anständigen Frau auf ein Minimum beschränkt. Die Frau, die entsittlicht und verdirbt, darf auf ein Podium steigen, und man jubelt ihr zu, nennt sie einen Stern, eine Diva. Lasst uns aber von einer Tribüne herab Moral und Tugend verteidigen, und der Spott kann nicht genug Lächerliches an uns finden.«

Endlich: »Die Frauentugend ist heute eine schwächliche Passivität und Enthaltsamkeit geworden. Vor solcher Tugend hat das Laster, das sich schämen sollte, keine Achtung, es fühlt sich ihr gegenüber als eine Kraft, als Macht.«

So spricht nur ein Mensch, der das Leben kennt und viel erfahren, viel gelitten hat. — Dass Maria Deraismes viel gelitten, brauche ich nicht besonders zu sagen, es liegt in der Natur der Sache, in dem Konflikt ihrer Individualität und ihrer Gesellschaft. Sie selbst hat es freilich, mit ihrem gewaltsamen Stoicismus und ihrem herben Stolz nie zugeben wollen: Man sprach der Frau die Stärke ab — nun wollte sie einmal das Gegenteil beweisen, und so war sie hart gegen sich. — Sie hat auch, wie vorauszusehen, nicht geheiratet. Ihr Reichtum war es mit, der sie daran verhinderte, da sie eben nicht als »gute Partie«, sondern als Mensch, als Maria Deraismes geliebt werden wollte. — Und dass sie niemand fand, zu dem sie dieses gute Zutrauen fassen konnte, dass der grosse Ehrenmann und Patriot, der sie ergänzt hätte, ihr vom Schicksal vorenthalten blieb, das mag sie auch gelehrt haben, die Lippen fester zu schliessen.

Immerhin — sie fand doch wenigstens einige Gesinnungsgenossen und gute Freunde, und an jenem Feste in Pontoise klang das in Europa seltene Wort doch mehrmals wieder: »Unsere Kameradin Maria Deraismes,« — »die Frau, an deren Seite wir gefochten.« — Und durch diese Gesinnungsgenossen im Abgeordnetenhaus und Senat hat Maria Deraismes auch das erreicht, was sich von praktischen Erfolgen jetzt erreichen liess. — Zuerst, unterstützt von 60 Abgeordneten das Recht für die selbständig handeltreibenden Frauen, an den Wahlen für die Handelskammern Teil zu nehmen, ein Recht, das ihnen seit 1891 zusteht. Endlich die ersten Ansätze zur politischen Befreiung der Frau, zu ihrer Beteiligung am allgemeinen Wahlrecht. —

Diesen letzteren Wunsch sah Maria Deraismes, als sie 1894 die Augen schloss, nicht mehr erfüllt, und ihr Ideal

einer Republik blieb eben Ideal. — Gerade die Republik aber schien ihr berufen, das zu thun, was Kirche und Monarchie nicht haben leisten können oder nicht haben leisten wollen. »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit lautet der Wahlspruch unserer Republik,« sagte Maria Deraismes, »nun, das ist der rechte Grund, um unsere Frauenrechte darauf zu erbauen. Die Gleichheit wollen wir haben vor dem Gesetz als Frauen, Mütter, Arbeiterinnen.« — Und von diesem Standpunkt aus erfasst man Maria Deraismes Thun in seiner ganzen Einheit; von diesem Standpunkt aus beschäftigte sie, die reiche Frau, sich mit dem Leben der arbeitenden Klassen, der Not der Frau des vierten Standes, der Misshandlung des Kindes, der öffentlichen Erziehung, den Überlieferungen der Kirche und den Paragraphen des Gesetzbuches. —

Der rastlosen und aufopfernden Arbeiterin stand eine verheiratete Schwester zur Seite, die ihr das Leben verschönte und jetzt die Sorge für den Nachruhm der Verstorbenen auf sich genommen hat. Madame Férresse-Deraismes. Ihr verdankt Maria Deraismes, dass ihr so rasch ein Standbild in dem lieblichen Pontoise errichtet worden ist, und dass ihr scharfgeschnittenes Gesicht mit den sehnsüchtigen Augen und dem festgeschlossenen Mund heute halb freundlich, halb spöttisch auf die guten Frauen von Pontoise herabschaut, wenn sie am Brunnen Maria Deraismes ihre Eimer und Krüge füllen kommen. — Auch Maria Deraismes hat nicht alles geben können, was sie besass, aber ein Teil ihrer Begabung ist doch an's Licht gekommen, und die alte Welt hat doch wenigstens einmal die Worte: »Unser Kamerad, die grosse Patriotin Maria Deraismes« — gehört, — das Weitere bleibt denen überlassen, wie die Bibel sagt, — die nach uns kommen werden.

Die Bedeutung der Frauenfrage für das Familienleben.

Vortrag, gehalten im Frauenbildungsverein zu Cöln a. Rh. am 31. Januar 1896.

Geehrte Anwesende!

Gestatten Sie mir, ehe ich an den eigentlichen Gegenstand meines Vortrags gehe, Ihnen zu sagen, dass ich mit Freuden der ehrenvollen Aufforderung des Cölner Frauen-Vereins gefolgt, dass ich mit ganz besonderem Vergnügen nach Cöln gekommen bin, denn Ihre Stadt ist ein altes, grosses und reiches Gemeinwesen, es hat Intelligenz und es hat Mittel genug, was es als richtig erkannt hat, dann auch ein-, aus- und durchzuführen; wer die Cölner gewinnt, sagte ich mir, der kann sicher sein, dass wir dann nicht nur Worte wechseln, sondern auch Thaten sehen werden. Und auf Thaten kommt es heute vor allem an, denn die ganze moderne Frauenfrage ist in erster Linie eine Frage der bestehenden Not und der praktischen That.

Eine Frage der Not und eine Frage der That besonders im Familienleben. — Darüber will ich Ihnen heute keine akademische, gelehrte Rede halten, sondern die Gelegenheit benutzen, einmal einige der gewöhnlichsten Fälle, die das Familienleben bietet, mit Ihnen zusammen zu betrachten und Sie dann am Ende zu fragen: Glauben Sie nicht, dass hierdurch unsere Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage geholfen, gebessert, verhütet und bewahrt werden kann? Aber urteilen Sie selbst.

Ich denke mir in erster Linie ein reiches Cölner Bürgerhaus; der Mann ist Kaufmann oder Fabrikant, das Geschäft geht gut, das Geld fliesst herbei, und das Haus schmückt sich mit allem, was Industrie und Kunst hervorbringt. — Die Hausfrau, die Kinder leben in Wohlstand, in Luxus,

ohne irgend welche Sorge um das tägliche Brot, ohne sich irgend einen Wunsch versagen, ohne sich Dienstleistungen und Handreichungen selbst thun zu brauchen. Solche Verhältnisse sind kein Hirngespinnst, das ich da aus der Luft greife: Gehen Sie über den Hohenzollern-, den Habsburgerring, da stehen sie, diese grossen, reichen und schönen Häuser, in denen man vor des Lebens Not so sicher geborgen scheint. — Und nun setzen Sie den Fall, ein Unglück kommt über dies reiche Haus, der Familienvater stirbt. Dann steht die Frau allein, und in dem Augenblick, wo sie allein steht, legt ihr die Frauenfrage, wie eine ernste Freundin, die Hand auf die Schulter und sagt: Du gehörst mir, du magst wollen oder nicht. Und manche von uns, geehrte Anwesende, hat diese Hand auf ihrer Schulter schwer gefunden.

Die reiche, verwöhnte Frau steht also plötzlich allein, und es treten mit einem Male Fragen an sie heran, von denen sie bis dahin nie etwas geahnt. Nehmen wir an, die Verhältnisse seien in glänzender Ordnung und für die Zukunft der Witwe und der Waisen völlig gesorgt, so befindet sich die alleinstehende Frau nichts destoweniger in einer quälenden Lage. — Eine Flut unbekannter Geschäfte ergiesst sich über sie; von heute auf morgen soll sie sich mit den verwickelten Verhältnissen unserer modernen Welt befreunden, soll angeben, was zu thun ist, während sie die Sachlage doch oft gar nicht übersieht, soll Ja oder Nein sagen in Fällen, die sie nicht kennt, soll Dokumente unterzeichnen, deren Inhalt ihr unverständlich ist. — Das ist eine schwere Aufgabe, wenn man bisher fast gar nichts von Wechseln und Cheques, von Steuern und Abgaben, von Erbschaftsangelegenheiten, Vormundschaftssachen und Fabrikleitung gewusst hat.

Dann kommt zu dem Schmerz um den Verlust, den die Frau schon sowieso Tag und Nacht mit sich herum trägt, noch das Gefühl einer ungeheuren Hilflosigkeit, einer Angst vor allen diesen unverständlichen Verhandlungen, eine Furcht, das Interesse der Kinder nicht genügend wahren zu können,

ein Misstrauen gegen den vielfachen Rat, der von allen Seiten entgegen gebracht wird. — Nein, selbst eine Witwe in guten Verhältnissen ist heute nicht beneidenswert. — Sie lesen ja alle das Französische mit Leichtigkeit, nehmen Sie doch einmal les Corbeaux von Henri Becques vor. Es ist eine meisterhafte Schilderung der hilflosen Lage einer Frau nach dem Tode ihres Mannes.

Sie werden mir nun einwenden, dass eine solche reiche Frau durchaus nicht ohne Freunde, Ratgeber und Helfer dasteht. Ganz recht. — Sind diese Freunde aber immer zuverlässig? Darauf wird Ihnen jedes Obervormundschaftsgericht ein Nein antworten. Sind sie immer selbstlos? Darauf mag jeder von uns nach seinen eigenen Erfahrungen antworten. Ganz abgesehen aber davon: da das Schicksal uns Frauen nun doch einmal zu Witwen werden lässt und uns in Lagen bringt, wo Not am Mann ist, wo wir Welt- und Geschäftskenntnis brauchen, wo wir selbständig handeln sollten — wäre es da nicht gut, wir könnten in solchen Verhältnissen unseren Mann auch stehen, wir besässen Welt- und Geschäftskenntnis, statt von Herodes zu Pilatus laufen und rechts und links Rat, Beistand und Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen? Glauben Sie nicht, dass wir unsern Schmerz leichter und zugleich auch würdiger trügen, wenn wir uns sagen könnten: Ich handele selbständig nach bestem Wissen im Sinne des geliebten Toten und zum Wohl der Kinder? Ich glaube es.

Und sehen Sie — nicht nur bei der Auflösung der Verhältnisse, bei der Ordnung der Angelegenheiten fehlt den Witwen heute die Welt- und Geschäftskenntnis, nein auch bei der nun folgenden Erziehung der Kinder, besonders der Knaben. — Die brauchen eine feste Hand und für ihr Berufswohl eine intelligente Leitung. Gewiss, wir haben Beispiele von Männern, die von ihren verwitweten Müttern allein zu tüchtigen Menschen erzogen worden sind; dann waren diese Mütter von vorne herein Charaktere, noch

gestählt durch die Not und das Muss des Lebens. — Es giebt aber sehr viele Menschen, Männer wie Frauen, die keine Charaktere sind; dem Mann hilft meist die Erziehung durchs Leben zu einer gewissen Festigkeit; bei der Frau der reichen Stände fehlt diese Schulung durchs Leben fast gänzlich. Das Schicksal aber fragt nicht danach, ob eine solche unselbständige Frau ihren Söhnen ein genügender Erzieher, ein weiser Berater sein wird. Es nimmt ihr den Mann ebenso mitleidslos wie der charakterstarken Frau, und sie muss dann zusehen, wie sie mit ihren Knaben fertig wird, wie sie sich Gehorsam und Achtung verschafft, wie sie — die vom Leben nur sehr wenig kennt, sich Autorität verschafft, den heranwachsenden Knaben an Versuchungen vorüberführt, die sie nur ganz schwach ahnt, den richtigen Beruf für ihn herausfindet — obgleich sie für gewöhnlich nur ganz unbestimmte Begriffe von dem hat, was man werden kann und so mit ihren schwachen Kräften einen tüchtigen Menschen macht. — Glauben Sie, geehrte Anwesende, wenn wir Frauen heute unserer Aufgabe, tüchtige Menschen zu erziehen, oft nicht gewachsen sind, es liegt nicht an uns allein, vor allem nicht an unserem guten Willen, sondern in erster Linie an unserer jammervollen, unzureichenden Erziehung, die uns auf diesen hohen Beruf so wenig vorbereitet.

Nun habe ich Ihnen bisher aber noch einen sehr günstigen Fall von Witwenschaft gezeigt, in dem es keine Geldsorgen gab. — Setzen wir den Fall, mit dem Tode des Mannes geht nicht nur das eheliche Glück, sondern auch der äussere Wohlstand, vielleicht sogar der ehrliche Name, dahin. — Dann werden die Verhältnisse erst verwickelt, denn dann heisst es für die Frau selber Brot schaffen. Und das ist nicht leicht, denn, in reichen Verhältnissen aufgewachsen, was haben wir gelernt? Kaum einen Haushalt selbständig führen und im übrigen nur Dilettantenkünste, Musik, Malen, fremde Sprachen, Sticken etc.

Das ist für gewöhnlich die Erziehung nicht nur der Mutter, sondern auch der Tochter in einer reichen Familie gewesen. Und auf diese Tochter bitte ich Sie, jetzt Ihre Aufmerksamkeit zu richten. — Das junge Mädchen, welches mit dem Tode des Vaters, nicht nur den Vater, sondern auch Reichtum und gesellschaftliche Stellung verliert, das gehört noch weit mehr als die verwitwete Mutter zur Frauenfrage. Und daher ist es uns hier besonders interessant.

Für dieses junge, verwöhnte Mädchen beginnt nun eine harte Schule. — Denn, welches Lebensziel giebt man den jungen Mädchen unserer reichen Familien? Eine den eigenen Verhältnissen entsprechende Heirat, was man landläufig eine »gute Partie« nennt. — Unsere reichen, jungen Mädchen müssen also in dem Gedanken aufwachsen, dass ihr Dasein ein müheloses, ihre Zukunft eine glänzende sei, dass ihnen das grosse Loos zufallen und eines schönen Tages der Prinz Charmant sein Dornröschen holen kommen werde. — Das ist so, und es kann nicht anders sein.

Und nun denken Sie sich das Erwachen aus diesem goldenen Traum. — Von heute auf morgen hat sich alles geändert, man ist keine »gute Partie« mehr, man gehört zu den Unversorgten, man muss sich selbst bedienen, sich selbst helfen, seine Ansprüche bescheiden, seine Toiletten ändern. — Die erste Rolle ist ausgespielt, man tritt von der Bühne und fühlt sich als Aschenbrödel.

Es heisst einen Beruf ergreifen. Welchen? Ich erwähnte bereits, dass unsere reichen, jungen Mädchen nur in den seltensten Fällen eine Fähigkeit so ausgebildet haben oder eine Fertigkeit so besitzen, dass sie sich damit ihr Brot verdienen können. Da wird denn der Familienrat berufen, und plötzlich wird allen Beteiligten, die sich bis dahin wenig um die Versorgung der unbemittelten Frau gekümmert haben, klar, dass, ausser dem Lehrfach, für junge Mädchen aus guten Häusern kein Beruf ergreifbar ist. Doch auch Lehrerin wird man nicht von heute auf morgen; vor 50 Jahren war das

leicht; da wurde kein Examen verlangt: anständiges Herkommen, eine Empfehlung des Pfarrers oder Predigers, einige häusliche Studien genügten. Heute findet ein junges Mädchen ohne Examen schwerlich mehr eine Stelle als Lehrerin, — an einer Schule sicher nicht, in einer Familie auch nur ausnahmsweise; ja selbst Kindergärtnerin wird man heute nicht mehr, ohne eine Prüfung abgelegt zu haben. Das junge Mädchen wird sich also dazu bequemen müssen, ihre alten Schulbücher wieder hervorzuholen, die vergessenen Dinge durchzulesen, die Formeln und Regeln sich von neuem einzuprägen. Und dazwischen werden ihr die Tanzweisen ihres letzten Balles und die Abschiedsworte ihrer Verehrer klingen, und sie wird sich an den Kopf fassen, ob sie nicht einen bösen Traum träumt. — Nein, mein Kind, es ist leider kein Traum, es ist eine harte Thatsache und ein hartes Schicksal. Es dir leichter zu machen, wenn es kommt, es dir aussichtsvoller zu gestalten, wenn es da ist, deswegen sind auch unsere Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage da, die in der Hauptsache bedeuten: Erziehung jeder Frau zur Arbeit und womöglich zu einer Berufsarbeit. Denn keine von uns kann wissen, ob sie ihren Platz dauernd in der Familie hat und nicht an einer unvorhergesehenen Wendung ihres Schicksals unter die arbeitenden Frauen, unter die Haupttruppen der Frauenbewegung gerufen wird.

Denn der grösste Teil aller deutschen Frauen arbeitet heute und nicht erst heute, sondern schon seit Jahrhunderten um seinen Unterhalt. Die Verhältnisse liegen da etwa wie folgt: Von unserer deutschen Reichs-Bevölkerung gehören 75 % dem Arbeiterstand an, 1 % dem Adel-, 24 % dem Bürgerstande. Nehmen wir nun an, dass das 1 % adliger Frauen vor Not gesichert sei und nicht zu arbeiten braucht — was thatsächlich aber nicht der Fall ist, und nehmen wir an, dass von den 24 % Bürgerfrauen 12 %, d. h. die Hälfte, keine materiellen Sorgen hat, was eher zu hoch als zu niedrig gegriffen ist, so giebt das zusammen nur 13 % nicht arbeiten-

der, nicht erwerbender Frauen gegen 87 % solcher, die zu erwerben und zu verdienen haben, d. h. von 100 Frauen, die Sie auf der Strasse treffen, sind nur 13 Rentner und Kapitalistinnen, dagegen 87 Unversorgte, Arbeiterinnen, Erwerbende. —

Daher giebt es denn im deutschen Reiche viele Familien, in denen es für natürlich und selbstverständlich gilt, dass auch die Tochter, und nicht nur der Sohn, einen Beruf ergreift und für sich sorgen lernt. Es sind dies in erster Linie die Familien des kleinen Bürgerstandes, der kleineren Beamten, der kleineren Gewerbetreibenden und der besseren Handwerker, alles in allem ein hochwichtiger Bestandteil unserer Nation, da die Zahl dieser kleinen Heimstätten eine sehr bedeutende ist. — Das junge Mädchen dieser Stände wird also nicht ausschliesslich in dem Gedanken an eine sie versorgende Heirat aufgezogen, obgleich es derselben durchaus nicht abgeneigt ist und auch nicht abgeneigt sein soll; es wird noch weniger in dem Glauben an eine müh- und arbeitslose Existenz aufgezogen, sondern es weiss, dass, verheiratet oder unverheiratet, leben für sie arbeiten heisst, ob arbeiten im Hause oder im Geschäft, gleichviel — es heisst arbeiten. Und das ist ein gesunder Zug in der sittlichen und geistigen Richtung unseres Mittelstandes; darin hat es moralisch etwas vor unseren reichen Bürgerständen voraus.

Das Mädchen und die Frau des Mittelstandes haben auch noch in anderer Hinsicht etwas vor den Frauen der höheren Gesellschaftsklassen voraus: Sie sind nämlich in der Berufswahl freier. — Sie können, ohne sich etwas zu vergeben, auch andere Erwerbszweige wählen, als wie die — bereits so überfüllten und oft so unbefriedigenden der Lehrerin, Erzieherin, Gesellschafterin und Kindergärtnerin. — Sie können ruhig und ohne Anstoss Ladenmädchen, Verkäuferin und Kassiererin werden, Empfangsdamen und Retoucheuse, vor allem aber können sie die beiden einträglichsten, weiblichen Berufe, den der Schneiderin und Putzmacherin, ergreifen.

Sie können in den Geschäften ihrer männlichen Angehörigen eine Stellung ausfüllen, können sogar eine bedeutende Rolle darin spielen und sich endlich selbständig machen. — Das alles sind grosse Vorzüge, die die Frau des deutschen Mittelstandes geniesst.

Die Frage ist nun: Hat sie dieselben auch gehörig ausgenutzt? Ist sie, die zum Arbeiten Gezwungene, ein tüchtiger, zuverlässiger, im Familien- und öffentlichen Leben anerkannter Arbeiter geworden? Mit einem Worte: vertritt die arbeitende Frau des deutschen Mittelstandes ihre Berufs- und Standesinteressen wie ihre männlichen Angehörigen die ihren vertreten?

Darauf ist die Antwort ein rundes Nein. — Obgleich die Mädchen und Frauen unseres Mittelstandes zur Arbeit erzogen werden, erzieht man sie doch nicht genügend, nicht ausreichend dazu. — Niemand lehrt sie heute, dass die Arbeit, die sie leisten, eine Ehre ist, dass sie, die Kleinen, als Pioniere da voran gehen, wo die anderen bald nachfolgen werden, dass sie in ihrer grossen Zahl und Masse, ohne es zu wissen und zu wollen, den bedeutendsten Teil der Frauenfrage bilden. Niemand hat ihnen bisher gesagt: Ihr seid der Teil eines grossen Ganzen, ihr müsst zusammenstehen, ihr müsst Korpsgeist haben, ihr müsst Verbände und Vereine bilden, ihr müsst Fachschulen gründen, ihr müsst Zeitungen und Zeitschriften lesen, um euch auf dem Laufenden zu halten, um stets das Beste und Neueste eures Berufs zu kennen. Weit davon, die Mädchen und Frauen dieser Stände haben fast gar keinen Korpsgeist und wissen sehr wenig von den grossen Entwickelungen der Welt; sie betrachten sich, jede als eine einzelne, die ihr Schiffchen möglichst bald in den Hafen zu bringen sucht und nicht viel danach fragt, wie es den anderen Fahrzeugen zur rechten und zur linken ergeht.

Sie bringt gemeinhin nur die Bildung einer Volks- oder Mittelschule für ihren Beruf mit; sie betrachtet ihren Erwerb manchmal nur als einen Zuschuss oder ein Taschen-

geld, sie ist sich nicht darüber klar, dass sie dadurch den Lohn derjenigen herunterdrückt, die von ihrer Arbeit ganz und gar leben müssen, sie weiss nicht, dass sie damit ein soziales Unrecht begeht. Sie sieht ihr Erwerbsleben oft nur als eine Leidenszeit, ein Martyrium an, das sie hinnimmt, um sich das Paradies der Ehe zu gewinnen; sie ist daher an ihrer Stelle oft weder strebsam, noch ehrgeizig, wie ein junger Mann es sein würde; sie will gar nicht vorwärts kommen. Sie begnügt sich und bescheidet sich, und daher kommt es, dass die arbeitende Frau des Mittelstandes in fast allen ihren Erwerbsfächern ausgenutzt, ausgesogen, schlecht bezahlt, überanstrengt wird. — Sie hat keine Kraft sich zu verteidigen — ist eine einzelne, eine Isolierte. In unserer modernen Welt aber wird nur der Starke geachtet; die arbeitende Frau des deutschen Mittelstandes ist aber nicht stark.

Wie traurig die Verhältnisse dort aussehen, darüber giebt Ihnen eine Broschüre Auskunft: Die Frau im Handel und Gewerbe von J. Meyer und Silbermann, 1895 bei Taendler in Berlin erschienen. Sie zeigt auf's deutlichste, wie viel durch tüchtigere Berufsbildung und durch Aufklärung über die grossen, sozialen Fragen, endlich durch eine verständige Organisation bei den Frauen des deutschen Mittelstandes noch zu leisten ist. — Ihr Leben ist heute kein leichtes, ihre Aussichten sehr geringe; da haben unsere Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage einzusetzen, damit es dort Licht werde.

Denn das deutsche Frauenleben und damit auch das deutsche Familienleben ist weit davon entfernt, nur Licht zu sein, und je tiefer wir steigen, desto tiefer werden auch die Schatten. Wir haben uns die Bürger- und die Kleinbürgerfamilie angesehen; gehen wir jetzt zur Arbeiterfamilie, und sehen wir, was die Frauenfrage dort zu leisten hat. — Geehrte Anwesende, alles hat sie hier zu leisten. Gehen Sie einmal hinaus nach Kalk, Ehrenfeld, Nippes und Bickendorf. Viele von Ihnen werden die Zustände dort schon aus Armenbesuchen

kennen. Ihnen werden aber jedesmal wieder die Haare zu Berge stehen vor der Arbeit, die da zu leisten ist. Das kommt, weil im vierten, im Arbeiterstande die Frau nicht nur Frau und Mutter, sondern fast immer auch noch Arbeiter sein muss und nicht das Geld hat, sich für ihre häuslichen Pflichten, die sie nicht erfüllen kann, eben weil sie in die Fabrik muss, bezahlte Kräfte zu halten. — Da draussen in Kalk, Ehrenfeld und Nippes, meine Damen, da heisst die Frauenfrage am besten die soziale, die Arbeiterfrage; da heisst es folgendes Rätsel lösen: Wie machen wir es möglich, dass die Arbeiterfrau im Hause bleiben kann, um nach den Kindern zu sehen, um das Haus rein zu halten, um die Kleider zu flicken; wie kann es geschehen, dass dieses arme, überlastete Weib, das doch vor Gott unsere Schwester ist, von der Hälfte seiner Lebensbürde entlastet wird?

Wie machen wir es möglich, dass die Kinder in diesen Fabrikvorstädten eine andere Erziehung als die Erziehung der Gasse, der Gosse und der Schenke erhalten? Wie bringen wir es fertig, dass die Mädchen eine ordentliche, häusliche Unterweisung empfangen, dass sie es lernen mit wenig auskommen, sparen, den kleinen Besitz zusammenhalten und die Familie vor Not und Schande bewahren?

Nun, geehrte Anwesende, dazu sollen Sie helfen, Sie die Bürger und Bürgerinnen einer grossen, reichen und thatkräftigen Stadt. Die Arbeit liegt vor Ihrer Thür, weigern Sie sich derselben nicht. Helfen Sie, die Sie reich, glücklich und oft nicht voll beschäftigt sind, dass dank der Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage unser gesamtes, deutsches Familienleben ein schöneres und reicheres wird. —

Wenn Sie es nicht für sich selbst brauchen, so treten Sie der Frauenbewegung um der anderen willen bei. Um der Arbeiterfamilie zu helfen, gründen Sie in erster Linie Kinderhorte. Ich glaube nicht, dass Sie solche Einrichtungen hier haben. In meiner Vaterstadt Danzig, wo seit fünf Jahren ein Frauenverein besteht, ist dieser Hort eine der segensreichsten

Schöpfungen. — Sein Zweck ist, mit Beihilfe der Volksschullehrer und -lehrerinnen diejenigen Kinder zu ermitteln, die zu Hause besonders schädlichen Einflüssen ausgesetzt sind; sie des Nachmittags in einem entsprechenden Raum zu versammeln, in Ruhe ihre Schularbeiten machen zu lassen, sie Anstand und Sitte zu lehren, sie spazieren zu führen, zu belustigen und vor allem sie von der Strasse fern zu halten, wo sie meist wenig Gutes lernen.

Mit diesem Kinderhort soll eine Haushaltungsschule verbunden sein, d. h. eine Unterweisung im Kochen der einfachsten Gerichte, im Verwerten der Reste, im Ausführen, Anordnen und Disponieren häuslicher Arbeiten gegeben werden. Zu einer vollständigen Haushaltschule gehört Geld. Meine Vaterstadt, in den letzten zwanzig Jahren von grossen, handelspolitischen Schlägen getroffen, hat uns seinerzeit die nötigen Summen nicht geben können. Bei Ihnen aber blüht der Handel; wenn Sie hier eine Haushaltschule für Mädchen des Arbeiterstandes begründen wollen, es wird Ihnen nicht daran fehlen, und Sie haben sich nur mit der Haushaltschule in Marienburg oder der trefflichen Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg in Verbindung zu setzen, um den besten Rat zu erhalten und dann frisch zur That schreiten zu können.

Aber damit nicht genug — Sie können noch anderes für die Frau des Arbeiters und des Mittelstandes thun. Gründen Sie Fachschulen für Dienstboten oder, wie man heute sagt, für Hausbeamtinnen; eine solche besteht bereits in Tübingen unter der Leitung von Frau Professor Weber, Sie haben also ein Vorbild, und in einer Zeit, wo so allgemein über die hohen Ansprüche und niedrigen Leistungen der Dienstboten geklagt wird, scheint mir eine solche Schule kein nutzloses Unternehmen. — Endlich — und das ist mein Lieblingsgegenstand — sollte sich nicht jemand unter Ihnen finden, der die weibliche Jugend der arbeitenden Stände lieb genug hat und tief genug versteht, um sie an Sonntagen zu Vergnügen und Lustbarkeit zu versammeln? Unsere jungen

Mädchen aus dem Arbeiter- und Mittelstand sind doch auch jung und wollen sich amüsieren; viele aber finden ehrbare und gefahrlose Gelegenheit dazu nicht. Da ist es denn wahrlich eine dankbare Aufgabe, sich die Herzen dieser weiblichen Jugend zu gewinnen, die zuerst durch den Standesunterschied bedrückt und etwas misstrauisch gemacht, doch bald sich froh und ungezwungen geben lernt und gerne zu diesen zwanglosen Unterhaltungen kommt, wo die Reichen im Geist von ihrem Überfluss mitteilen und ein geselliger Verkehr der Frauen aller Stände angebahnt wird. — Man hat solche Sonntagnachmittage in Danzig eingerichtet, und ihr Erfolg, ihr Einfluss ist ein erstaunlicher. —

Wenn Sie sich diesen praktischen Lösungen der Frauenfrage zuwenden, geehrte Anwesende, wenn Sie solche Einrichtungen schaffen, die sich eng an das Leben der Familie anschliessen, so werden Sie sehr bald sehen, dass Sie mit Ihrem eigenen Wissen und Können nicht immer auskommen, und Sie werden sich bald an Ihre Männer oder überhaupt an Männer wenden, die die thatsächlichen Verhältnisse der Welt besser kennen. — Und ich werde das mit Freuden begrüssen, denn eine der schönsten Seiten der Frauenfrage ist es ja, dass sie ein gemeinsames Arbeitsgebiet für beide Geschlechter bietet. Ihr eigenes Leben, meine Damen, wird aber dadurch nicht ärmer werden, dass Sie mit Ihrem Mann oder mit Männern überhaupt sachliche Interessen teilen und der Welt Bürde tragen lernen. — Das ist ein Vorteil, den Sie von Ihrer Beschäftigung mit der Frauenfrage gewinnen werden.

Ein anderer wird es sein, dass Sie sich zugleich auch der Mängel bewusst werden, die unserer heutigen Frauenerziehung überall anhaften, dass Sie bald selbst nach mehr Tiefe und Gründlichkeit, nach mehr praktischer Lebenskenntnis und grösserer Selbständigkeit verlangen werden, als wie die heutigen Schulprogramme sie uns zugestehen; dass Sie nicht aufhören werden, mit uns: Reform der Mädchenschulen! zu rufen, so lange und so dringend, dass der Staat uns end-

lich hören muss. — Endlich der dritte Vorteil, der Ihnen meiner Ansicht nach aus der ernsten und praktischen Beschäftigung mit der Frauenfrage erwachsen muss, ist eine Erweiterung des ganzen Gesichtskreises und der Weltanschauung: Sie werden mit Gründungen anfangen, die sich eng, oh ganz eng an die Bedürfnisse der Familie anschliessen, und langsam, nach und nach werden Sie zu der Einsicht kommen, dass jede von Ihnen und jede einzelne Familie nicht ein für sich bestehendes, losgerissenes Atom, sondern dass jede von Ihnen, jede einzelne Familie ein lebender Teil des grossen Ganzen, des deutschen Staates ist, und dass nichts in diesem Staat geschehen kann, was nicht auch jede von Ihnen und jede einzelne Familie berührte; dass die grossen, sozialen Fragen, die politischen Entwicklungen an keinem von uns spurlos vorübergehen, sondern dass jede von uns und jede einzelne Familie ihre Opfer oder ihre Sieger sind. — Doch das ist noch weit hin; für heute lassen Sie mich mit dem Wort von Ihnen scheiden: Wenn jemand Sie fragt, was die Frauenbewegung will, antworten Sie: die Frauen tüchtiger machen. Wer wollte dann wohl etwas dagegen haben?

Le féminisme à l'université de Zurich.

Revue Bleue. 5. Septembre 1896.

Lorsqu'au Congrès féministe international, en avril dernier une déléguée finlandaise a osé dire qu'il existait des relations de bonne camaraderie entre les jeunes gens et les jeunes filles de son pays, où la coéducation est déjà établie, on a souri. L'expérience était faite dans des pays lointains, en Amérique, en Finlande. Sans doute, mais elle l'est aussi pour ainsi dire aux portes mêmes de la France, en Suisse, à Zurich, où existent déjà des rapports de camaraderie entre les deux sexes.

Beaucoup de touristes connaissent Zurich, cette charmante ville blanche, moitié perchée sur une colline, moitié étendue dans la vallée, autour de ce beau lac, dans un splendide décor de lointaines montagnes. Beaucoup la connaissent pour être belle et avenante, peu savent que c'est une ville de travail, où se poursuit une œuvre des plus intéressantes: la coéducation des sexes dans l'enseignement supérieur. Zurich se divise en deux parties nettement distinctes: la ville basse, centre du commerce, quartier des étrangers, quartier aussi de la bourgeoisie qui est en même temps à tous les points de vue ultra-conservatrice; et la ville haute, groupée autour de l'hôpital cantonal, des laboratoires et des grands bâtiments du Polytechnique. C'est ainsi qu'on appelle la très remarquable école où se donne l'enseignement scientifique supérieur. — L'Université proprement dite, d'une apparence extérieure beaucoup plus modeste, en occupe une aile.

Cette ville haute, toute neuve, toute pleine d'air et de lumière, avec un horizon admirable, teinté — les jours de sirocco — de bleu et de jaune violents, ce »quartier latin«, tout en villas entourées de jardins, de maisons bourgeoises à balcons, semblables à des volières, est habité par les professeurs du Polytechnique, par ceux de l'Université et une jeunesse universitaire des plus cosmopolites. Vous y trouvez de tout; le Polytechnique est principalement fréquenté par des étrangers: Autrichiens, Grecs, Bulgares, Roumains, Italiens et Américains; à l'Université les éléments slave, suisse et allemand se contre-balancent à peu près. Les Français forment une infime minorité, mais presque chaque Suisse sait le français.

La ville basse, avouons-le, n'est pas tendre pour la ville haute, surtout pour l'étudiante. Sans doute, les autorités du lieu, le Recteur, le Sénat, les professeurs pris in corpore ont reconnu à la femme qui désire étudier à Zurich, tous les droits universitaires: elle suit les mêmes cours que les jeunes gens, s'assied sur les mêmes bancs, subit les mêmes examens, obtient

les mêmes grades, elle est civis academicus pour de bon. Mais si l'Université ne fait pas de différence entre l'étudiant et l'étudiante, la ville basse ne s'en fait pas faute. Elle trouve très bien que le jeune homme fasse son éducation scientifique, mais devant la »femme émancipée«, devant la femme libre et instruite, elle se raidit et se drape dans sa vertu bourgeoise...

Et ce n'est pas seulement le patricien zurichois qui se défie de l'étudiante, et qui n'aime guère lui ouvrir la porte de sa belle maison à souvenirs historiques; mais il y a aussi des membres du corps enseignant même, qui n'admettent ce nouveau type qu'avec une certaine réserve.

Eux aussi feront leur devoir vis-à-vis de l'étudiante, scrupuleusement; ils se montreront parfaits pour elle, dès qu'il s'agit de questions scientifiques, de choses du métier; ils seront avec elle ni plus, ni moins polis qu'avec les étudiants. Mais en société, ils ne l'aborderont pas; dans un bal, même académique, ils ne la salueront pas, ne la présenteront pas à leur femme; bref, ils n'auront pas de relations personnelles avec elle, parce que... eh bien, tout simplement parce que la »bonne société« de Zurich n'a pas encore admis l'étudiante, et que ces professeurs ne tiennent pas à braver les préjugés de la ville basse. Le problème moderne que l'étudiante représente, et qu'elle cherche à résoudre, ne frappe pas ces hommes, ou s'il les frappe, il les embarrasse aussi, et ils s'en tirent par une politique d'autruche.

Il est d'ailleurs très amusant et très instructif d'observer comment chaque professeur à l'Université se place en face de cet obstacle, l'étudiante. La question de principe, je l'ai déjà dit, a été tranchée une fois pour toutes: mais il faut encore que chacun, personnellement, s'accommode de cette décision, de cette égalité des sexes devant la science. Or il y a là des détails de forme qui en disent long, et équivalent à toute une profession de foi. Ainsi la façon dont le professeur s'adresse à son auditoire mixte est des plus significatives. Un de mes maîtres, ouvrant la porte avec fracas et

escaladant la chaire à pas de géant, criait, dès l'entrée: »Mes honorés assistants«, formule courante dans les pays de langue allemande, qui permet d'escamoter la difficulté du choix entre »Mesdames et Messieurs« ou »Messieurs et Mesdames«. Ce choix en a embarrassé plus d'un. Ceux qui se décident pour la dernière formule, partent du droit historique, d'après lequel les Universités ont été créées en première ligne pour le sexe fort. L'estime toute particulière dans laquelle un des professeurs de philosophie à Zurich tient la femme, se traduit, au contraire, par le fait qu'il dit avec une petite intonation significative: »Mesdames, Messieurs«. Un autre, dont cependant l'auditoire se compose pour moitié d'étudiantes, lance cavalièrement son »Messieurs« tout court dans le silence de la vaste salle.

Mais ce sont là des bagatelles; l'essentiel, le principe de l'égalité des sexes devant la science, est admis. Évidemment, il est regrettable que le professeur d'origine suisse surtout n'ait que très rarement des relations personnelles avec l'étudiante. Car de cette façon, la meilleure influence du professeur, l'influence exercée par l'individualité même, par la discussion et la causerie intimes, n'atteint pas la femme; et le maître à son tour perd son plus beau privilège, celui de cultiver directement les esprits et de modeler les âmes de ceux qui l'approchent. D'ailleurs le bon exemple, dans cette direction, est déjà donné, surtout par les professeurs d'origine allemande qui n'ont pas peur d'ouvrir leurs maisons à leurs élèves, sans distinction de sexe; les professeurs suisses n'auraient donc qu'à les imiter.

Il y a en effet, dans la ville haute de Zurich, nombre de maisons où, à côté d'un homme de valeur une noble femme règne sur son intérieur et le gouverne, une femme d'un grand cœur qui, à côté de son amour, admet parfaitement la camaraderie sans en prendre ombrage. Et elle admet en même temps qu'entre son mari et les jeunes étudiantes qui suivent ses cours, il puisse exister des rapports intellectuels d'un ordre

purement scientifique, une commune recherche de la solution des problèmes modernes. Peut-être ne prétend-elle pas toujours s'associer elle-même à ces rapports, mais elle les respecte et, mieux que cela, elle les facilite, elle seule les rend possibles. C'est d'une âme d'élite que de penser ainsi; mais cette confiance, cette hauteur d'âme ne sont pas inutiles: elles permettent à la femme moderne, ce qui est si rare encore, d'aborder dans l'intimité et sans même penser que ce sont des hommes, ces grandes personnalités dont le progrès du monde dépend, de les approcher sur un pied d'égalité parfaite, de pouvoir leur parler avec une entière franchise. Elle peut leur confier ses doutes, ses hésitations, ses souffrances intellectuelles, et en recevoir cet apaisement de l'esprit que ceux-là seuls savent donner qui ont eux-mêmes beaucoup pensé, cherché et souffert intellectuellement. Une femme qui, pendant ses années d'étude, est admise à un pareil foyer, et jugée digne de l'amitié de telles âmes d'élite, en recevra une empreinte indélébile, et ne pourra plus oublier cet idéal lumineux qu'elle a vu de près. En même temps que son éducation intellectuelle, elle aura fait son éducation morale et pourra prêcher d'exemple.

Prêcher d'exemple, voilà surtout ce qui importe aux femmes qui sont entrées dans le mouvement féministe, en présence de préjugés, des malentendus, dont il est l'objet. L'occasion en est offerte à l'Université de Zurich, où il y a nécessairement des rapports entre étudiants et étudiantes. Le caractère de ces relations dépend forcément du public universitaire de Zurich. J'ai déjà dit qu'il est des plus cosmopolites, et le Polytechnique dont les cours sont surtout suivis par des jeunes gens aisés, souvent même très riches, le Polytechnique aurait tort de vouloir prétendre à une morale trop austère: le prix Montyon est certainement au-dessus de sa moyenne. Mais l'Université — d'ailleurs beaucoup moins fréquentée — a un caractère bien plus sérieux. Les slaves qui s'y font inscrire ne sont, en général, pas riches; les Suisses y viennent

pour travailler et sont d'ailleurs dans leur propre pays, souvent dans leur ville même; les Allemands qui s'y rendent sont surtout attirés par les beautés naturelles des environs, par le sport, et très souvent ne viennent y passer qu'un été. Car en hiver, vraiment il n'y a pas trop de plaisirs à Zurich: le théâtre, sans être mauvais, n'est pas extraordinaire; on fait un peu de musique, il y a quelques bals publics ou académiques, mais le »quartier latin« de Zurich est loin de connaître les prétendues »attractions« du quartier latin de Paris. Pas de cafés-concerts, pas de brasseries de femmes. De cette façon, l'Université de Zurich attire une jeunesse plutôt studieuse qui, lorsqu'elle veut s'amuser, n'a pas encore besoin de chansons pimentées et de »petites femmes«.

Si sous ce rapport Zurich ressemble très peu à Paris, il ne ressemble pas plus aux Universités allemandes, comme par exemple Heidelberg, où les »corps«, provocateurs de duels et buveurs de bière, jouent un rôle si prépondérant. Il y a bien aussi à Zurich quelques »corps« dont les membres, friands de la lame, promènent leurs casquettes à couleurs et leurs nobles poitrines décorées de larges rubans, à travers les salles et corridors de l'Université. Mais l'Université, prise comme corporation, désapprouve le duel de la façon la plus nette. Ce sont les »corps« surtout qui opposent encore une certaine résistance passive à l'étudiante, et qui exercent une vengeance vraiment terrible: chaque année au mois de mai, ils organisent une fête champêtre, dont ils excluent consciencieusement leurs collègues, les étudiantes, ne choisissant leurs invitées que parmi les patriciennes et les bourgeoises de la ville basse. C'est dur pour l'étudiante, sans doute, mais il lui faudra en prendre son parti, et je crois que cet héroïsme n'est pas au-dessus de son courage. Mais heureusement ces préventions ne sont pas générales: il y a des étudiants à Zurich qui lui rendent justice et se font honneur d'agir avec elle en bons camarades. Cette camaraderie commence par l'égalité devant la loi universitaire: les étudiants savent que ces jeunes femmes ont fait les mêmes

études préparatoires, que souvent leur effort a été beaucoup plus considérable, leur route étant moins bien tracée, la filière, si commode à suivre, n'existant pas pour elles. D'ailleurs, aux cours, et dans les réunions plus intimes, réservées sous le nom de »Seminare« à l'élite des élèves, les hommes voient vite que beaucoup de femmes leur sont égales, plusieurs supérieures, et que le bas de l'échelle n'est pas tenu par des femmes seules. L'égalité intellectuelle et scientifique des sexes, les aptitudes morales de la femme, sa persévérance, la possibilité, aussi pour elle, d'un effort prolongé, tout cela est démonstré aux étudiants de Zurich par un exemple, une expérience de tous les jours; ils voient les faits et les preuves à chaque pas, et en fin de compte ils doivent se rendre à l'évidence.

En arrivant à Zurich beaucoup d'entre eux se faisaient une idée très bizarre de l'étudiante; ils se la figuraient émancipée de toute convenance, bizarrement accoutrée, un être extravagant, aux cheveux courts, au verbe haut, la cigarette à la bouche. Mais cette caricature qui certainement, à un moment donné, a existé, ne se trouve plus à Zurich. On y voit en effet des êtres extraordinaires, mais extraordinaires plutôt par leur pauvreté et leur figure émaciée que par des dehors provoquants et des exagérations choquantes.

Les femmes forment à peu près le tiers de la population universitaire: plus de 200 sur environ 700 inscrits. Elles sont surtout nombreuses dans la colonie la plus originale de Zurich, la colonie russo-polonaise. Elle nous paraît étrange, parce que ses membres sont souvent très pauvres, et par suite vivent d'une façon très économique. Comme il est économique de partager à plusieurs la même chambre, d'habiter des petites rues écartées et des mansardes; économique de porter longtemps les mêmes vêtements, de ne les quitter que lorsqu'ils vous quittent, de composer sa toilette selon les exigences de sa bourse et non celles de son goût, les étudiants et étudiantes russes et polonais ont souvent un air à part. Leurs habitudes nationales d'ailleurs, leur éducation slave, leur genre de

vie un peu tartare, asiatique, contribuent aussi à leur donner des particularités qui nous frappent. Enfin beaucoup d'entre eux, nihilistes ou socialistes convaincus, mettent leurs théories à exécution et pratiquent le communisme des biens. Il arrive donc que dans la colonie slave plusieurs se cotisent pour chauffer en hiver une de leurs chambres, qu'ils y travaillent ensemble, mangent ensemble, prennent d'innombrables tasses de thé ensemble et discutent, rangés en cercle, jusque fort avant dans la nuit. Ils aiment cette vie de phalanstère, cette vie de famille par affinité élective et, qui plus est, ils trouvent tout à fait naturel que les femmes, les étudiantes y prennent leur part, soient solidaires des hommes. C'est cela même qui paraît extraordinaire à nos peuples d'Occident; et le brave Zurichois qui voit étudiants et étudiantes passer des heures et des heures ensemble, ne saurait s'imaginer qu'ils s'occupent de problèmes sociaux ou scientifiques. Évidemment, il y en aura toujours dans le nombre qui éprouveront l'un pour l'autre un sentiment plus vif que la solidarité; mais la plupart, sous des dehors souvent bizarres, forment un petit peuple de piocheurs, d'acharnés de l'étude, d'ardents du socialisme, de rêveurs et de rêveuses obstinés, bref, d'apôtres. Combien, avant de venir à Zurich ont déjà leur histoire: ils ont tâté de la prison, de l'exil, se sont enfuis sous un faux nom, ont couru des dangers, et Zurich pour eux est la terre promise. Souvent, quand j'assistais aux conférences d'économie politique où la colonie slave était toujours au grand complet, je me suis demandé, en regardant ces profils amaigris, ces grands yeux jetant un feux sombre, ces fronts obstinés, combien il y en aurait parmi cet auditoire qui, à leur retour, iraient méditer en Sibérie sur la liberté, l'égalité et la fraternité, qui finiraient dans les prisons ou périraient dans quelque bagarre sanglante! Parfois ils entraient déjà en conflict avec les autorités suisses, si larges de vues cependant. — Mais aujourd'hui encore, bien que la surveillance exercée sur la colonie slave ait beaucoup diminué, on s'y défie de ceux qui n'y sont pas introduits par des affidés.

Et on a raison. Tous s'y rappellent encore certain personnage louche qui, inscrit comme étudiant, suivait un cours de philosophie, fait au domicile même du professeur. Là, dans la discussion plus intime, plus libre, il essayait chaque fois d'amener les questions sur le terrain politique, d'obtenir des aveux compromettants, de faire prononcer des paroles imprudentes. Et alors, comme s'ils s'étaient donné le mot, tous les membres de la colonie slave, hommes et femmes, observaient un silence tenace, n'avaient plus d'opinion, et le provocateur en était pour ses frais.

La solidarité et l'égalité des sexes existent donc déjà dans la colonie slave. Elles s'établissent aussi parmi les autres étudiants et étudiantes. Le bourgeois de la ville haute ne se scandalise plus quand des jeunes gens des deux sexes viennent se voir, sortent ensemble, pour de longues promenades, travaillent ensemble, échangent des idées et des livres, se traitent en camarades. Peu à peu disparaît cette étroitesse de vue qui veut que nous ne puissions nous rapprocher les uns des autres sans arrière-pensée et sans propos galants; qui nous cache ce qu'il y a de noble et de grand dans de simples rapports intellectuels. A Zurich, femmes et hommes peuvent développer leurs idées en commun, librement, sans les entraves d'une vieille civilisation qui n'a jamais permis à la femme d'être elle-même, de se prononcer hardiment, d'agir comme il lui plaît, et d'affirmer sa personnalité. Le temps que j'ai passé à Zurich est riche en souvenirs de ce genre. Parmi les jeunes gens des cours, la sélection était vite faite; quelques semaines seulement, et nous savions parfaitement lesquels seraient nos camarades et lesquels ne le seraient pas. Avec ces derniers, la stricte politesse, parfois une rapide escarmouche. Avec les autres, le travail intellectuel, l'échange des idées et des livres, un coup de main donné pour un ouvrage, un renseignement pris ou fourni, du respect des deux côtés, de la sympathie, de la bienveillance, — de l'amour, point.

Que de bonnes soirées se sont ainsi amicalement passées

à faire de la musique, à écouter les mélodies de Schumann et de Schubert, à chanter des duos, à essayer d'interpréter Wagner, à le discuter, à l'abîmer, à l'exalter, puis à se réconcilier, en prenant un excellent thé ou café que les jeunes Autrichiens préparent à merveille. Ah! ces bons pique-niques, pour lesquels l'hôtesse n'a pas assez d'assiettes à prêter, où l'on prépare des œufs brouillés, très brouillés même, où l'on mange du fromage avec des amandes sèches! Ce qu'on y rit, ce qu'on s'y amuse, ce qu'on y est jeune, et cependant l'amour n'y est pour rien.

Et les excursions dans les environs, à travers la verte forêt, cette délicieuse forêt tout près de Zurich! Les grandes courses, le jour de la Pentecôte, sur la crête de l'Albis! Par une glorieuse journée d'été, étudiants et étudiantes, mathématiciens, philologues, chimistes, médecins et philosophes; Allemands, Autrichiens, Américains, tous partent de bonne heure, et passent leur temps en marchant ferme, escaladant la chaîne de collines, déjeunant gaiement sur l'herbe, devisant de mille sujets, et si loin des galanteries vulgaires! En toute franchise, cette bonne et saine camaraderie ne vaut-elle pas mieux que la séparation actuelle et pleine de périls au fond, de deux êtres qui se compléteront d'autant plus heureusement, qu'ils auront mieux appris à se connaître?

Mais se connaître n'est pas l'affaire de quelques semaines. L'homme ne saurait se pénétrer trop tôt de cette pensée que l'intelligence et l'énergie de la femme, dûment développées, ne le cèdent en rien à la sienne; il doit se dire de bonne heure que les grandes questions du monde actuel et les problèmes modernes la touchent également. C'est une condition même de son respect qu'il s'habitue à la voir partout avec lui: à l'Université, au laboratoire, à l'hôpital, dans les cliniques. Alors peu à peu cet orgueil masculin, qui réclame la domination du monde et l'héritage de la science pour l'homme seul, disparaîtra. En attendant que cette grande transformation s'opère partout, l'Université de Zurich y con-

court de son mieux. Par les études en commun des deux sexes, par les intérêts intellectuels partagés entre l'homme et la femme, elle prépare la base d'un monde nouveau, où les hommes retrouveront avec l'estime de la femme une profondeur de sentiment aujourd'hui presque disparue.

Et la camaraderie sera pour beaucoup dans ce progrès, la camaraderie qui, loin d'être un danger, ne pourra, par le contraste, qu'éloigner le jeune homme de ces mille liaisons faites et défaites à la légère en lui rendant plus facile la société sur un pied d'égalité de femmes honnêtes et, comme lui, d'esprit cultivé. L'expérience a montré que la moralité n'a rien à y perdre. L'humanité y retrouverait au contraire un peu de son innocence primitive, un petit coin du Paradis où il serait bon vivre. En attendant que ces idées se généralisent, une œuvre, d'un grand intérêt social se poursuit à Zurich, et les étudiantes de cette Université n'oublieront point la dette de reconnaissance qu'elles ont contractée envers cette Alma Mater si belle, si généreuse et si moderne.

Von derselben Verfasserin erschienen im gleichen Verlage:

Reisebilder.

Lyon. — St. Cergues. — Rauschen. — Danzig. — Das heilige Land Tyrol. — Zur See. — Neu-Ägypten.

1897. (82 Seiten.) Preis 1 Mark.

Litterarische Studien und Kritiken.

Robert Elsmere. — Frédéric Mistral. — Der Herzog von Saint-Simon und seine Memoiren. — Übersetzungen aus François Villon. — Rabelais. — Théophile de Viau. — Die Marquise du Châtelet. — Was man in Frankreich liest.

Novellen: Quatorze Juillet. — Lohengrin. — Auch ein Freund.

1897. (156 Seiten.) Preis 2 Mark.

Sociales Leben. — Zur Frauenfrage.

Die französische Familie. — Pariser Plauderei. — Eine englische Mädchenschule. — Die englischen Frauen-Universitäten. — Newnham. — Zur Zeitgeschichte. — The Marriage Prospects of the Modern Woman. — Der internationale Frauenkongress in Chicago. — Das Frauengebäude auf der Chicagoer Weltausstellung. — Der internationale Frauenkongress in Chicago (Vortrag). — Die Frauenfrage. — Gesellschaftliche Schranken. — Die Bedeutung der Frauenfrage für das Familienleben. — Le féminisme à l'université de Zurich.

1897. (160 Seiten.) Preis 2 Mark.

Théophile de Viau.

Sein Leben und seine Werke. In-8.

1897. (316 Seiten.) Preis 3 Mark.

Harrisse (H.). Excerpta Colombiniana. 1887. (35 fr.) . . . . . net 25 fr.
— Le même sur Hollande. (60 fr.) net 40 fr.
— Notes pour servir à l'histoire, la bibliographie et la cartographie de la Nouvelle-France (Canada). 1872 . net 25 fr.
— History of the Discovery of North America. In-4, avec 23 pl. 1892. (150 fr.) net 120 fr.
— Sur Hollande. (250 fr.) . . . net 200 fr.
— Sur Japon. (400 fr.) . . . . net 320 fr.

Hérisson. Relation d'une miss. archéol. en Tunisie. In-4 avec 9 planches. 1881. (25 fr.) . . . . . net 8 fr.
— Idem, sur papier de Holl. (50 fr.) 12 fr.

Histoire littéraire de la France. 32 vol. in-4 et table . . . . . 672 fr.
— Sépar. tous les vol. : 1 à 16 et tabl., à 25 fr. 17 à 29, à 50 fr. — 30 et 31, à 21 fr.

Holder. Altceltischer Sprachschatz. 8 liv. parues. 1891-95. (80 fr.) . . . net 64 fr.

Journal de Micrographie. 1877-1892. 15 vol. et 5 livrais. (385 fr.) net 150 fr.

Journal des savants. Table générale, par Cocheris. In-4. 1861. (35 fr.) net 8 fr.

Kastner. Manuel général de musique milit. In-8, avec 7 pl. 1848. (20 fr.) net 3 fr.
— Sein Leben und Wirken, von H. Ludwig. 3 vol. gr. in-8 av. fac-sim. et portraits. 1886. (50 fr.) . . . . . net 5 fr.
— Idem, 3 vol. reliés (62 fr. 50.) net 7 fr. 50.

Koerting. Dictionnaire latin-roman. Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 1891. 27 fr. 50.

Koschwitz (E.). Les parlers parisiens. Anthologie phonétique. 2e éd. relié. 1896. 4 fr. 50.
— Les Français avant, pendant et après la guerre de 1870-71. 1897. . . . . 3 fr.

Laborde. Athènes. 1851 . . . . . 10 fr.

Lacurne. Dict. hist. de l'ancien langage françois. 10 vol. in-4, reliés en 5, d.-chag. 1878-83. (250 fr.) . . . . . net 100 fr.
— Sur pap. fort, broché (400 fr.) net 100 fr.
— Sur pap. de Hollande (600 fr.) net 150 fr.

Lajard (F.). Rech. sur le culte du cyprès pyramidal. In-4, avec atlas de 21 pl. in-folio. 1854. (50 fr.) . . . . . net 30 fr.
— Rech. sur le culte de Mithra. In-4 et atlas in-fol. 1867. (260 fr.) . . net 180 fr.

Lasteyrie (F. de). Description du trésor de Guarrazar. In-4, avec 5 pl. col. 1860. (15 fr.) . . . . . net 5 fr.

Leblois. Les bibles. 7 vol. 1883-89. (70 fr.) net 20 fr.

Legrand (E.). Bibliographie hellénique. 2 forts vol. 1885. (60 fr.) . . net 40 fr.
— Voyez Bibl. grecque, et Paléologue.

Lemaitre (A.). Le Louvre. In-4. 1874. (15 fr.) . . . . . net 10 fr.

Lescarbot (Marc.). Hist. de la Nouvelle-France. 3 vol. av. 4 cartes. 1866. (60 fr.) net 20 fr.

Livet (Ch.). Lexique de la langue de Molière comparée av. celle de ses contemporains. 3 vol. 1896-97 . . . . 45 fr.
— Précieux et précieuses, 3e éd. in-8. 1895 . . . . . 7 fr. 50.
— Idem. 4e éd., in-12. 1895 . . . 3 fr. 50.

Le livre du Champ d'Or et autres poèmes inédits de Me Jean Le Petit, publié par Le Verdier (Publication de la Société des Bibliophiles de Rouen). 1896. . . 30 fr.

Loiseleur. Les points obscurs de la vie de Molière. 1877 (12 fr.) . . . net 9 fr.
— Le même, sur papier de Hollande. (24 fr.) . . . . . net 12 fr.

Loret. La Muse historique. 4 vol. (60 fr.) net 12 fr. 50.

Lot (F.). L'enseignement sup. en France 1892. (2 fr.) . . . . . net 1 fr. 50.

Ludolphe le Chartreux. Vita Jesu Christi. In-fol. (75 fr.) . . . net 20 fr.

Ludwig. Voyez Kastner.

Lydus. De ostensis, de mensibus, et Boethii de dii et præsensionibus, Græce ed., et lat. vertit C. B. Hase. 1823. (21 fr.) net 3 fr.

Marchant (l'abbé). Notes sur les Vestales. In-4. 1877. (8 fr.) . . . . . net 3 fr. 50.

Mariette (A.). Voyage dans la Haute Egypte. 2e éd. 2 vol. in-fol., avec 83 pl. sur Chine appliqué. 1893. (300 fr.) net 200 fr.
— Idem, 2 vol. in-fol., avec 83 pl. tirées directement sur papier simili Hollande. (200 fr.) . . . . . net 100 fr.

Martin (F.-R.). Les antiquités de l'age du bronze de la Sibérie. In-4 av. 33 pl. 1893. (50 fr.) . . . . . net 30 fr.

Mas-Latrie. Trésor de Chronologie. In-fol. 1889. (100 fr.) . . . . . net 60 fr.

Maze. Poteries et faïences. Avec marques et monogrammes. In-4. 1870. 7 fr. 50. net 3 fr.

Meyer-Lübke. Grammaire des langues romanes. I: Phonétique. 1890 . 20 fr.
II: Morphologie. 1895 . . . . . 25 fr.
III: Syntaxe, paraîtra prochainement.

Morel. Une illustration de l'Enfer de Dante. 71 miniatures du XVe siècle, reproduction en phototypie et descript. on. 1 vol. in-4 obl. avec 71 pl., relié. 35 fr.

Mouton. L'art d'écrire un livre, de l'imprimer et de le publier. In-8. 1896. 6 fr.

Mystère de la passion, par Arnoul Gréban, p. p. Paris et Raynaud. 1878. (25 fr.) . . . . . net 10 fr.

Odin. La Genèse des grands hommes. Gens de lettres modernes. 2 vol. in-8. 1895 . . . . . 15 fr.

Paléologue (L'Empereur). Lettres (en grec,) publ. p. E. Legrand. I: Texte. In-8. 1894 . . . . . 12 fr. 50.
— Idem. II: en préparation.

Palermo (F.). I manoscritti palatini di Firenze ordinati ed esposti. 4 vol. in-4. 1853-69. (153 fr.) . . . . . 30 fr. Important pour l'hist. ecclés. et littéraire (surtout dantesque).

Paris (Gaston). Le haut Enseignement. In-16. 1894 . . . . . 1 fr. 50.

Peintures de Pompéi. Texte par P. Rochette. 2e partie : Les temps héroïques. In-fol. av. 9 pl. 1867. (75 fr.) net 10 fr.

Pélissier (Léon G.). Documents annotés : Lettres de la Condamine, Lettres au Magistrat de Strasbourg, Lettres de Suarez, de Nicaise, de Dom de Vic, de Bayle et Baluze, de Ménage ; la Société populaire d'Aix ; les papiers de Huet ; le Tartuffe de Gigli ; l'Escalade de Genève de 1802 ; quelques manuscrits d'Italie. 12 parties in-8 et table génér. 1887-92. (36 fr.) . . . . . net 16 fr.

Périn (F.-J.). Le petit rational liturgique. 1872. (5 fr.) . . . . . net 4 fr.

Perret (P.-M.). Histoire des relations de la France avec Venise du XIIIe siècle à l'avènement de Charles VIII. 2 vol. in-8. 1896 . . . . . 25 fr.

Perrot et Chipiez. Le Temple de Jérusalem. In-fol. avec 12 gr. pl. 1888. (100 fr.) . . . . . net 50 fr.
— Sur papier du Japon (200 fr.) net 65 fr.

Pétrarque. Sonnets, trad., av. intr. p. Philibert le-Duc. 2 vol. 1877. (16 fr.) net 5 fr.
— Le même, sur pap. Whatman. (50 fr.) net 10 fr.

Picot (M. J. P.). Mém. pour serv. à l'hist. eccl. pendant le 18e siècle. 3e éd. 7 vol. in-8. 1858-57. (35 fr.) . . . . net 15 fr.

Poésies gasconnes, publ. p. Tross. 2 vol. 1867-70. (60 fr.) . . . . . net 10 fr.

Pomel. Paléontologie de l'Algérie. 7 vol. in-4. 1895-96 . . . . . 200 fr.

Ponton d'Amécourt. Vie de Ste-Geneviève, St-Adalard, St-Oyen. In-4. 1870. (6 fr.) . . . . . net 4 fr.

Possesse. La faïence de Rouen; — et *Bizemont*. Les faïences d'Orléans. In-4. 1869. (4 fr.) . . . . . net 3 fr.

Poydenot. Découverte d'un cimetière antique à Garin. In-4. 1869 . . . . . 3 fr.

Rabiet (E.). Le patois de Bourberain (Côte-d'Or). 2 vol. 1890-91. (10 fr.) net 6 fr.

Rangabé (A. R.). Histoire littéraire de la Grèce moderne. 2 vol. in-8. 1877. (7 fr.) . . . . . net 3 fr. 50.

Reboud. Recueil d'inscriptions lybico-berbères, avec 25 pl. et carte. In-4. 1870. (12 fr.) . . . . . net 8 fr.

Recueil des historiens des Gaules. 23 vol. in-fol. 1869-94. (1150 fr.) net 575 fr.
— Volumes séparés: 1 à 19, chacun 50 fr. 20 à 23 (les 4 vols ensemble) . 400 fr.

Réglement eccl. de Pierre le Grand. En russe et en français, publ. par E. Toudini. 1874. (10 fr.) . . . . . net 4 fr.

Reiss et Stübel. La Nécropole d'Ancon (Pérou). Texte anglais. 3 vol. in-fol. avec 141 pl. en chromolithogr. 1880-87. (525 fr.) . . . . . net 200 fr.

Revelationes Gertrudianae et Mechtildianae. 2 vol. 1875-77. (40 fr.) net 20 fr.

Revue des Archives, 1895-96. 1 vol. 10 fr.

Revue des Bibliothèques, 1895-96. 1 vol. . . . . 10 fr.

Revue des Musées. 1895-96. 1 vol. 7 fr. 50.

Revue des questions historiques. 1868-96 et tables. 62 vol. (740 fr.) net 340 fr.
— Les tables séparément. 2 vol. in-8. (20 fr.) 10 fr.

Revue des patois gallo-romans. Coll. complète. 1887-93. (105 fr.) net 50 fr.

Rivière. L'Antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes. In-4 (sans les pl.). 1887. (80 fr.) . . . . . net 8 fr.

Robert (Ulysse). Docum. inéd. concernant l'hist. littér. de la France. In-4. 1875. (3 fr.) . . . . . net 3 fr.

Rocher (E.). La province chinoise de Yün-Nan. 2 vol. 1877-80. (25 fr.) . net 10 fr.

Ronsard. Œuvres inéd. publ. p. Blanchemin. In-fol. 1855. (25 fr.) net 10 fr.

Rougé (de). Moïse et les Hébreux. — De Saulcy. Les prédications du Christ. In-4. 1867. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.

Roussey. Glossaire du parler de Bournois (Doubs). 1894 . . . . . 15 fr.

Roussey. Contes populaires du Bournois. In-8. 1894 . . . . . 7 fr. 50.

Rozières et Chatel. Table des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et de l'Académie des Sciences morales. In-4. 1856. (25 fr.) . . . . . net 8 fr.

Ruelle (Emile). Bibliographie générale des Gaules. 4 parties in-8. 1880-86. (40 fr.) net 20 fr.

Sagard. Le grand voyage au pays des Hurons. 2 vol. (60 fr.) . . . . net 25 fr.

Saulcy (de). Voyage autour de la mer Morte. Texte (2 v. in-8) et atlas in-4 de 71 planches. 1853. (180 fr.) . . net 70 fr.
— Les monnaies datées des Séleucides. 1871. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.
— Les livres d'Esdras et de Néhémie. 1868. (5 fr.) . . . . . net 2 fr. 50.

Scheil. Inscr. assyr. de Samsi Ramman IV, roi d'Assyrie. In-4. 1889 . . . . 8 fr.

Schilling-Vogel. Grammaire espagnole, avec clef. 2 vol. (7 fr.) . . net 3 fr. 50.

Schirmacher (Käthe). Reisebilder. 1897 1 fr. 25.
— Litterarische Studien und Kritiken. — Novellen. 1897 . . . . . 2 fr. 50.
— Sociales Leben. — Zur Frauenfrage. 1897 . . . . . 2 fr. 50.
— Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze. 1 Bd. von 400 S. 1897 . . . . . 5 fr.
— Théophile de Viau. Sein Leben und seine Werke. 1897 . . . . . 10 fr.

Schwab. Bibliographie d'Aristote (Mémoire couronné par l'Institut de France). In-8. 1897 . . . . . 25 fr.

Sierra (Mme). Contes exotiques. In-12. 1897. 3 fr. 50.

Société française de numismatique et d'archéologie. Annuaire et comptes rendus. 21 vol. 1866-91. (630 fr.) net 150 fr. Nombr. vol. séparés variant de 15 à 30 fr. chacun. 1892 à 1896 pour compléter à 20 fr. chacun.
— Mém. de la même Société. 11 vol. in-8 et in-4. (86 fr.) . . . . . net 25 fr.

Sorel (E.). Contrib. à l'étude de la Bible. 1889. (7 fr. 50) . . . . . net 2 fr.

Souhart. Bibliographie des ouvrages sur la chasse. 1886. (25 fr.) . . . net 10 fr.

St-François de Sales. Le Pape. In-16. 1 fr. 50.

Staël-Holstein. (Mme de). Œuvres complètes, 3 vol. in-8 jésus. (30 fr.) net 12 fr.

Tachet de Barneval. Histoire légendaire de l'Irlande. In-8. 1856. (6 fr.) net 2 fr. 50.

Théâtre français au moyen-âge, p. p. Monmerqué et F. Michel. 1885. (10 fr.) net 6 fr.

Thomae Aquinatis excerpta philosophica ed. B. Carbonel. 2 vol. 1882. (15 fr.) net 8 fr.

Usuard. Martyrologium. Ed. Rigollot et Carnandet. In-fol. 1866. (75 fr.) net 20 fr.

Vaissière (P. de). Charles de Marillac ambassadeur et homme politique sous les règnes de François Ier, Henry II et François II (1510-60). In-8. 1896. 10 fr.

Voigt (Georges). Pétrarque et Boccace ou les débuts de l'humanisme en Italie, trad. par Le Monnier. 1894 . . . . 10 fr.

Druck von August Hopfer in Burg b. M.

PUBLICATIONS DE VERLAG VON **H. WELTER, PARIS & LEIPZIG.**

Perret (P.-M.). Histoire des relations de la France avec Venise du XIIIe siècle à l'avènement de Charles VIII. 2 vol. in-8. 1896 . . . . . 25 fr.

Perrot et Chipiez. Le Temple de Jérusalem. In-fol. avec 12 gr. pl. 1888. (100 fr.) . . . . . net 50 fr.
— Sur papier du Japon (200 fr.) net 65 fr.

Pétrarque. Sonnets, trad.. av. intr. p. Philibert le-Duc. 2 vol. 1877. (16 fr.) net 5 fr.
— Le même, sur pap. Whatman. (50 fr.) net 10 fr.

Picot (M. J. P.). Mém. pour serv. à l'hist. eccl. pendant le 18e siècle. 3e éd. 7 vol. in-8. 1858-57. (35 fr.) . . . . . net 15 fr.

Poésies gasconnes, publ. p. Tross. 2 vol. 1867-79. (60 fr.) . . . . . net 10 fr.

Pomel. Paléontologie de l'Algérie. 7 vol. in-4. 1895-96 . . . . . 200 fr.

Ponton d'Amécourt. Vie de Ste-Geneviève, St-Adalard, St-Oyen. In-4. 1870. (6 fr.) . . . . . net 4 fr.

Possesse. La faïence de Rouen; — et *Bizemont.* Les faïences d'Orléans. In-4. 1869. (4 fr.) . . . . . net 3 fr.

Poydenot. Découverte d'un cimetière antique à Garin. In-4. 1869 . . . . . 3 fr.

Rabiet (E.). Le patois de Bourberain (Côte-d'Or). 2 vol. 1890-91. (10 fr.) net 6 fr.

Rangabé (A. R.). Histoire littéraire de la Grèce moderne. 2 vol. in-8. 1877. (7 fr.) . . . . . net 3 fr. 50.

Reboud. Recueil d'inscriptions lybico-berbères, avec 25 pl. et carte. In-4. 1870. (12 fr.) . . . . . net 8 fr.

Recueil des historiens des Gaules. 23 vol. in-fol, 1869-94. (1150 fr.) net 575 fr.
— Volumes séparés: 1 à 19, chacun 50 fr. 20 à 23 (les 4 vols ensemble) . 400 fr.

Règlement eccl. de Pierre le Grand. En russe et en français, publ. par E. Tondini. 1874. (10 fr.) . . . . . net 4 fr.

Reiss et Stübel. La Nécropole d'Ancon (Pérou). Texte anglais. 3 vol. in-fol. avec 141 pl. en chromolithogr. 1880-87. (525 fr.) . . . . . net 200 fr.

Revelationes Gertrudianae et Mechtildianae. 2 vol. 1875-77. (40 fr.) net 20 fr.

Revue des Archives, 1895-96. 1 vol. 10 fr.

Revue des Bibliothèques, 1895-96. 1 vol. . . . . 10 fr.

Revue des Musées, 1895-96. 1 vol. 7 fr. 50.

Revue des questions historiques. 1868-96 et tables. 62 vol. (740 fr.) net 340 fr.
— Les tables séparément. 2 vol. in-8. (20 fr.) 10 fr.

Revue des patois gallo-romans. Coll. complète. 1887-93. (105 fr.) net 50 fr.

Rivière. L'Antiquité de l'homme dans les Alpes-Maritimes. In-4 (sans les pl.). 1887. (60 fr.) . . . . . net 8 fr.

Robert (Ulysse). Docum. inéd. concernant l'hist. littér. de la France. In-4. 1875. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.

Rocher (E.) La province chinoise de Yün-Nan. 2 vol. 1877-80. (25 fr.) . net 10 fr.

Ronsard. Œuvres inéd. publ. p. Blanchemin. In-fol. 1855. (25 fr.) net 10 fr.

Rougé (de). Moïse et les Hébreux. — De Saulcy. Les prédications du Christ. In-4. 1867. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.

Roussey. Glossaire du parler de Bournois (Doubs). 1894 . . . . . 15 fr.

Roussey. Contes populaires du Bournois. In-8. 1894 . . . . . 7 fr. 50.

Rozières et Chatel. Table des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et de l'Académie des Sciences morales. In-4. 1856. (25 fr.) . . . . . net 8 fr.

Ruelle (Emile). Bibliographie générale des Gaules. 4 parties in-8. 1880-86. (40 fr.) net 20 fr.

Sagard. Le grand voyage au pays des Hurons. 2 vol. (50 fr.) . . . . net 25 fr.

Saulcy (de). Voyage autour de la mer Morte. Texte (2 v. in-8) et atlas in-4 de 71 planches. 1853. (180 fr.) . . net 70 fr.
— Les monnaies datées des Séleucides. 1871. (5 fr.) . . . . . net 3 fr.
— Les livres d'Esdras et de Néhémie. 1868. (5 fr.) . . . . . net 2 fr. 50.

Scheil. Inscr. assyr. de Samsi Ramman IV. roi d'Assyrie. In-4. 1889 . . . . . 8 fr.

Schilling-Vogel. Grammaire espagnole, avec clef. 2 vol. (7 fr.) . . net 3 fr. 50.

Schirmacher (Käthe). Reisebilder. 1897 1 fr. 25.
— Litterarische Studien und Kritiken. — Novellen. 1897 . . . . . 2 fr. 50.
— Sociales Leben. — Zur Frauenfrage. 1897 . . . . . 2 fr. 50.
— Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze. 1 Bd. von 400 S. 1897 . . . . . 5 fr.
— Théophile de Viau. Sein Leben und seine Werke. 1897 . . . . . 10 fr.

Schwab. Bibliographie d'Aristote (Mémoire couronné par l'Institut de France). In-8. 1897 . . . . . 25 fr.

Sierra (Mme.) Contes exotiques. In-12. 1897. 3 fr. 50.

Société française de numismatique et d'archéologie. Annuaire et comptes rendus. 21 vol. 1866-91. (630 fr.) net 150 fr. Nombr. vol. séparés variant de 15 à 30 fr. chacun. 1892 à 1896 pour compléter à 20 fr. chacun.
— Mém. de la même Société. 11 vol. in-8 et in-4. (86 fr.) . . . . . net 25 fr.

Sorel (E.). Contrib. à l'étude de la Bible. 1889. (7 fr. 50) . . . . . net 2 fr.

Souhart. Bibliographie des ouvrages sur la chasse. 1886. (25 fr.) . . . net 10 fr.

St-François de Sales. Le Pape. In-16. 1 fr. 50.

Staël-Holstein. (Mme de). Œuvres complètes, 3 vol. in-8 jésus. (30 fr.) net 12 fr.

Tachet de Barneval. Histoire légendaire de l'Irlande. In-8. 1856. (6 fr.) net 2 fr. 50.

Théâtre français au moyen-âge, p. p. Monmerqué et F. Michel. 1885. (10 fr.) net 6 fr.

Thomae Aquinatis excerpta philosophica ed. B. Carbonel. 2 vol. 1882. (15 fr.) net 8 fr.

Usuard. Martyrologium. Ed. Rigollot et Carnandet. In-fol. 1866. (75 fr.) net 20 fr.

Vaissière (P. de). Charles de Marillac ambassadeur et homme politique sous les règnes de François Ier, Henry II et François II (1510-60). In-8. 1896. 10 fr.

Voigt (Georges). Pétrarque et Boccace ou les débuts de l'humanisme en Italie, trad. par Le Monnier. 1894 . . . . 10 fr.

Druck von August Hopfer in Burg b. M.

HQ 1225 .S35 C.1
Sociales Leben :
Stanford University Libraries
3 6105 036 973 217

DATE DUE

DOC OCT 21 1992

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305